Meyer’s Universum

Ein Volksbuch,
enthaltend
Abbildung und Beschreibung
des
Sehenswertesten und Merkwürdigsten
in
Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Vierzehnter Band.

Dritte Folge, Vierter [sic!] Band.

Hildburghausen.
Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.

Die Auszüge wurden zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,
bearbeitet und herausgegeben
von

Rudolf Kreutner
Schweinfurt
2021

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe“.

Hinsichtlich der Bände der „Octav-“ wie „Pracht-Ausgabe“ muß bemerkt werden, daß die ersten Bände der jeweiligen Reihe nur sehr wenige Artikel enthalten (Band XII der „Octavausgabe“ besteht sogar nur aus dem Inhaltsverzeichnis mit den entsprechenden Verweisen), da für den Inhalt dieser Ausgaben zumeist Beiträge aus den vorangegangenen Bänden wiederverwertet wurden (auch wurden daraus im Rahmen der Edition Aufsätze früheren Bänden zugeordnet).

Ursprünglich bestand nicht die Absicht, diese Reihen ebenfalls vollständig zu edieren. Bei der erneuten Durchsicht dieser Bände stellte sich nun leider heraus, daß einige Artikel übersehen wurden (z. B. der über die Wiener Votivkirche, hier Band I der „Pracht-Ausgabe“, der eigentlich „Wien“ in Band V hätte zugeordnet werden müssen, oder der zusätzliche Beitrag über Windsor Castle in Band II der „Pracht-Ausgabe“, der den Abschluß von „London“ in Band II hätte bilden müssen; gleiches gilt für das Pariser „Hôtel du Louvre“ im III. Band der „Prachtausgabe“, der eigentlich noch in Band IX gehörte sowie für den dort ebenfalls neu verfaßten Artikel über „Straßburg“, der seinen Platz im XI. Band gehabt hätte). Der Herausgeber bittet hierfür um die Nachsicht des geneigten Lesers.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

---

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴崎香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 6-9.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [173]-175.

Der Gießbach[4].

„Wohl hat gelockt ihn nach der Schweiz
Ihr stolzer, unbeugsamer Reiz;
Die Alpen mit den weißen Zinnen
Und mit den gluthgetränkten Firnen,
Der Runsen[5] wildes, wall'ndes Sprüh'n,
Der Matten nie verwelkend Grün,
Die See'n mit ihrem erz'nen Glanz!
Die Menschen, die so frei und ganz."[6]

Und wahrlich, es ist eines der schönsten Stückchen der Erde, die Schweiz, und auf diesem Stückchen ist der Gießbach einer der schönsten, anmuthvollsten Punkte! Hier haben Natur und Kunst sich so wundersam und organisch verbunden, wie man sie selten verbunden wieder sieht; hier haben Natur und ebenso sinnvolle als kühne Menschenkräfte den reizendsten und gewaltigsten Park geschaffen, der wohl irgendwo zu finden ist. – Man erreicht den Gießbach von Interlaken aus in 50 bis 60 Minuten, von Brienz aus in 10 bis 15 Minuten mit dem Dampfschiff[7]. Den Fußgänger führen von beiden Orten interessante Fußwege dorthin. Bis zum Jahre 1818 war dieser merkwürdige Ort noch fast unbekannt und unzugänglich, bis der Schullehrer Kehrli[8] die nothdürftigsten Wege bis zu den zwei ersten Fällen herrichtete und gegenüber ein kleines Wirthshaus gründete. Er starb im Jahre 1854, und seine Erben verkauften die Besitzung an die Gebrüder von Rapperd in Wabern bei Bern. Von diesen war es nun hauptsächlich Hermann von Rapperd, früher preußischer Offizier, der seinem flüchtigen Bruder Konrad[9] (Mitglied des Rumpfparlaments[10]) nach der Schweiz gefolgt war, der dem Gießbach seine jetzige Gestalt gab, das große, elegante Hotel erbaute und so vielen Tausenden Gelegenheit bot, nicht allein das herrliche Naturschauspiel der sieben schäumenden Fälle von allen Seiten zu betrachten und bis zum Ursprung

[4] Der Giessbach (Aare) im Berner Oberland bei Brienz mit den gleichnamigen Wasserfällen.

[5] „fluszbett, fels- oder erdrinne, in welcher wasser flieszt" (DWG, Bd. 14, Sp. 1522).

[6] Umdichtung von Arnold Schlönbachs (siehe hierzu S. 9, Anm. 14) „20. Lied: Hutten's Ende." in dessen Werk „Ulrich von Hutten. – Ein vaterländisches Gedicht in zwanzig Liedern. […]" (Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1862), S. [221]-238; hier bes. S. 225.

[7] Die Dampfschiffahrt auf dem Brienzer See war 1839 aufgenommen worden.

[8] Johannes Kehrli (1774–1854); nachdem er mit Unterstützung der Berner Kantonsregierung den Giessbach erschlossen hatte, eröffnete er 1822 besagtes Gasthaus.

[9] Der 1849 des Hochverrats bezichtigte linksliberale Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung Conrad von Rappard (1805–1881); er hatte 1856 das heutige „Hotel Giessbach" erworben, das allerdings nicht von seinem Bruder Hermann (Lebensdaten nicht ermittelt), sondern von Friedrich Wilhelm Loewe (1814–1886), seines Zeichen ebenfalls ehemaliger Abgeordneter des Frankfurter Paulskirchenparlaments, verwaltet wurde.

[10] Das in Stuttgart vom 6. Juni bis zu seiner gewaltsamen Ausweisung am 18. Juni 1849 tagende vorläufig letzte dt. Parlament.



DER GIESSBACH IN DER SCHWEIZ

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

zu verfolgen, sondern auch in freiester und ruhigster Behaglichkeit hier verweilen und die erquickendste und stärkendste „Luft-Badekur“ genießen zu können.

Einige hundert Schritte von den Fällen, zwischen Wald- und Alpenmatten in einem Thaleinschnitte eingebaut, erhebt sich das in jeder Beziehung elegante und komfortable Hotel, 1000 Fuß[11] über hem Brienzersee und mit diesem 2800 Fuß hoch über der Meeresfläche, bietet also ächte, reine Bergluft dar; dabei ist es aber so trefflich vor Zugwind geschützt, daß in seiner Umgebung Weintrauben und Aprikosen reifen, während der unten ruhende See, der ringsum rauschende Wald und die zerstiebenden Wassermassen der nahen Fälle auch bei großer Hitze die Atmosphäre mit angenehmer Kühle durchdringen. Vorzüglich frisches Quellwasser, ausgezeichnete Milch von Kühen und Ziegen, sorgfältig bereitete Molken und bequeme Badeanstalten sind heilsame Zugaben für den Badegast. Bequeme Wege führen in die lauschige Waldstille der „Enge“, zu dem Höhepunkt des Berges, der „Rauft,“ mit dem weiten, tief-ernsten, elegischen Ausblick zu mancherlei wunderlieblich versteckten, melancholischen Waldmatten und zu den einzelnen Fällen des eigentlichen Gießbachs.

Verglichen mit den Reichenbach-Fällen sind diese wohl mächtiger, als jene, doch werden sie von jenen übertroffen an charakteristischer Mannichfaltigkeit und specifischer Schönheit, namentlich an entzückendem Reiz der Einfassung. Aus einer engen, 400 Fuß hohen Felsenkluft hervordampfend, stürzt der Gießbach 1100 Fuß hoch herab, in sieben Fällen, aus einem Felsenkessel in den andern, zwischen glänzend grünen Matten, saftig glitzernden Gebüschen und Baumgruppen und keck aufgeworfenen, mit sammtenem Moos überzogenen Felsblöcken. Wenn die Sonne ihn bescheint, sieht man den sprühenden Wasserstaub in allen Farben des Regenbogens umherflimmern. Hinter den von einem Windhauch geschwellten Riesenschleier des dritten Falles zieht sich eine Felsgrotte. Von hier aus gewinnt man einen köstlichen Anblick; da weht und wallt der riesige Wasserschleier, von Millionen Perlen und Diamanten durch webt, vor dem entzückten Auge rauschend in die Tiefe hinab, und durch seine, von den Sonnenstrahlen entzündeten, zitternden Regenbogenfarben erblickt man den Brienzersee in funkelndem Glanz. Und trotz all diesen Schönheiten unverfälschter Natur kann die Kunst den Gießbachfällen noch höhere Schönheiten abgewinnen, d. h. erst dann, wenn jene schlafen im tiefsten Dunkel der Nacht. Da hört man nur der Fälle Rauschen, dumpfes Anprallen und Stürzen, sieht höchstens einige silberne Streifen aufblitzen im Scheine vorbeihuschender Lichter. Nun sieht man durch den Grund es blinkend wandeln und hüpfen, wie von Irrwischen, vom untersten Falle an langsam steigend und auf Augenblicke zitternd das Grün erhellen, bis hinauf zur ersten Brücke, von des ersten Falles dampfendem Felsenrachen: das sind Buben und Männer mit Fackeln und Phosphorpfannen und – doch halt! nur noch einige Minuten leise murmelnden Fragens und Harrens der dichtgedrängten, nun in gänzliches Dunkel eingehüllten Zuschauer, dann wird auf jener obersten Brücke eine Fackel geschwungen, das ist das Zeichen zur Lösung einer Kanone; hin donnert’s durch die Schluchten und durch das Tosen der Fälle; Alles starrt nach Oben in athemloser Stille; nun noch ein Schuß – da auf einmal ist’s, als zucke ein breiter Blitz aus dem dampfenden Felsenrachen hinab über die Gewässer in deren tosendes Bett. Und nun, als speie jener Rachen rauchendes, rauschendes, strömen des Erz aus, als spalteten sich alle die hemmenden und umfassenden Felsen und Felsblöcke, und aus ihnen hervor quölle es in smaragdenen und kupfernen, riesigen Adern, immer breiter und breiter, immer tiefer und tiefer: es ist, als wallten die geisterhaft grünen Matten empor zu dem wehenden, im Duft von Milliarden leuchtender Käferfunken wunderbar glitzernden Gezweige; es ist, als wäre es das Hochzeitsfest des herrlichen Jünglings Gießbach, herabeilend in strahlendem Zauberglanze zum Brautgemach des See’s. Da stürzt er hin – und plötzlich versinkt Alles wieder in tiefes Dunkel und Schweigen; dann befreit sich die vor Staunen und Entzücken gefesselte Brust durch Laut und Wort, es kommen Lichter, Laternen, Fackeln, die Gruppen lösen sich auf und das Märchen aus „Tausend und eine Nacht“: die bengalische Beleuchtung der Gießbachfälle ist vorüber, – doch nimmer in der Erinnerung; nicht als ein Theaterfeuerwerk, sondern als ein genialer Gedanke in technisch vollendeter Ausführung, um der Natur auch bei Nacht lebendige, ungeahnte Schönheiten abzugewinnen.

Die Natur der Schweiz besitzt aber auch hundertfache Färbungen und wundersame Schönheiten, merkwürdige und geheimnißvolle Reize, wie man sie eben nur in der Schweiz finden kann. – wenn man

[11] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

nämlich den rechten Blick dafür hat und die Natur in all ihren Wendungen und Wandlungen zu belauschen sich die Mühe gibt. Viele jener Färbungen, Schönheiten und Reize gehören fast allen bekannten Alpen- und Seepartien des Landes gemeinschaftlich an, einige aber nur diesem und jenem Punkte; so dürfte wohl kein anderer Punkt in der Schweiz sein, von wo aus gewaltige Gewitter so unbeschreibbar wundersam anzuschauen und zu verfolgen sind, als von dem Altan[12] des Hotels „Jungfrauenblick" bei Interlaken aus; und so wird kaum ein anderer Punkt so überraschende Nebelgebilde dem Auge vorüberführen, als die Plattform des Gießbachs, die senkrecht emporsteigend den See beherrscht. Wir erlebten eine solche Nebelstunde: von fern her aus den Schluchten und Thälern wallten die Nebel heran und von den Bergen herab die Wolken: lange, weite Gewänder, welche Alles umkleideten, so daß jede Spur der Formen verschwand. Man konnte nur noch die mancherlei Wasserstürze von den uns unsichtbar gewordenen Felsen der brienzer Gebirge bleigrau schimmern sehen, und es war, als wenn sie aus den Wolken hervorbrächen und jähe niederrännen in ein graues, ödes, bodenloses Grab; denn der See erschien, als wenn er sich aufrolle mit den Nebeln und sich vereinige mit den Wolken zu einem Ungeheuern, unbeschreibbaren Nichts. Nach und nach aber trennten sich die Verbundenen wieder; nun erschien der See zuerst bergartig, er wallte vor, dann immer weiter zurück, endlich stufte er sich ab zu einem riesigen Amphitheater von Wogen, Nebeln und Wolken, aus denen die Wasserstürze wieder hervorbrachen. Und nun auf einmal wieder Alles glatt und klar, in leuchtendem Schimmer dampfte der See und ein rother Glanz umzitterte die Häupter der Berge. Das war die unvergeßliche Nebelstunde am Gießbach. –

Gegenwärtig gehört die ganze Anlage der vereinigten Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Thuner- und Brienzer-See's[13].

S.[14]

---

[12] Ital., altana; balkonartiger Anbau, Söller.

[13] Die am 8. November 1842 von Johannes Knechthofer (1793–1865) und seinen Brüdern gegründete „Vereinigte Dampfschifffahrtsgesellschaft Thuner- und Brienzersee".

[14] Der Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 34-37.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 19-22.

Donau-Eschingen.

Zwei deutsche Gebirgler, Brigach und Brege geheißen, Beides frische Schwarzwäldler, kamen in Liebe zusammen und erzeugten ein kräftiges Kind, das man die Donau[15] nannte. Früher hielt man es, weil so groß und prächtig geworden, für einen fürstlichen Sprossen ans dem Eschinger Schloßbrunnen; daran glaubt aber Niemand mehr, seit es nicht mehr nöthig ist, daß alles Große fürstlichen Ursprungs sei. Ich stand an des Kindes bürgerlicher Wiege und hatte, in das Blinken und Spielen seiner klaren Augen versunken, einen unglaublichen Traum.

Mir war, als wandelte ich das Wasser entlang durch die schönen Lande, aber sie waren schöner, als ich sie je gesehen, denn das Volk, das an den Ufern wohnte, stand alleweg da als ihr herrlichster Schmuck. Es waren Leute mit geradem Rücken, denen neben dem Selbstbewußtsein der eigenen Kraft der Stolz und das Hochgefühl aus den Augen leuchtete, die Jeden erfüllt, der einer mächtigen Gemeinschaft angehört. Darum wunderte ich mich nicht, als ich zwischen Möringen[16] und Tuttlingen die Grenzwappen nicht mehr sah, und ebenso wenig vermißte ich sie weiter in's Reich hinein. – In Ulm schien die Sonne auf ein großes Banner, das auf dem Dome prangte, und die ältesten Leute waren so glücklich, sich nicht mehr zu erinnern, daß es je einmal zweiunddreißigerlei Bundestruppen[17] gegeben; es waren eitel deutsche Soldaten, die hier zur Wehr neben dem Bürger standen. Und nirgends den ganzen Strom entlang, auch nicht in Ingolstadt, spiegelte eine Kutte sich im Strom, nirgends trübte ein verzerrtes Lebensbild die Freude an Gottes Werken. Plötzlich saß ich zu Schiff, und wie ein Sturmvogel jagte der Dampfer an Städten und Bergen, Menschen und Fluren dahin, und überall erscholl freudiges Grüßen vor der schwarzrothgoldenen Flagge, die am Maste flatterte, sogar in Linz und in Wien, ja, was mir selbst im Traume wunderbar erschien, sogar in Preßburg[18] und in Ofen-Pesth[19]. Nirgends eine Spur von Haß gegen die „Schwaben,“ es war, als ehrten sich freie Völker um der Freiheit willen. Weiter sauste

[15] Griech. Ἴστρος, Ístros; lat. Danubius, slowak. Dunaj, ungar. Duna, serbokroat. Дунав/Dunav, bulg. Дунав, Dunav; rumän. Dunărea; osman. طونه, Ṭūna.

[16] Möhringen; nahezu 400 Jahre im Besitz des Fürstenhauses Fürstenberg war es 1806 an das Großherzogtum Baden gegangen, bildete also bis ins 20. Jhd. die Grenze zum württemb. Tuttlingen, in das es schließlich 1973 als neuer Stadtteil eingemeindet wurde.

[17] Ulm war – neben Landau, Luxemburg, Mainz und Rastatt – Bundesfestung und mit Soldaten der über dreißig Mitglieder des 1815 auf dem Wiener Kongreß konstituierten Deutschen Bundes bemannt.

[18] Slowak. Bratislava; ungar. Pozsony.

[19] Pest (osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte) und Buda (osman. بودين, Būdīn; dt. Ofen) bilden heute die ungar. Hauptstadt Budapest.


XV.
DONAU – ESCHINGEN
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

das Schiff, da lag Belgrad[20], und auf seinen Thürmen prangte der Adler und das Kreuz[21], und ehe ich nach dem Halbmond[22] fragen konnte, begrüßte mich großer Jubel in Galatz[23] von deutschen Schiffen mit den Flaggen des Reichs, und vor der Sulina[24] schimmerte eine ganze Flotte unter diesem Zeichen, und ich schwamm in Seligkeit deutscher Ehren. „Ist's denn möglich?" rief ich im Traume laut und erwachte von dem Rauschen der kleinen Donauwellen, das mir wie ein höhnisches „Ja!" erklang.

Ein solch höhnisches „Ja!" klingt jedem Deutschen im Ohre, der seine Gedanken die Donau entlang schweifen läßt, um das Maß deutscher Macht an ihren Ufern zu prüfen. Es ist, trotz bayerischer Ruhmestempel[25] und griechischer Walhalla[26], ein schweres Suchen und ein ärmliches Finden, seitdem der große Wandel der Politik unserer Tage die Säulen der alten Herrschaft gebrochen und die der neuen noch nicht aufgerichtet hat, und seitdem die Sünden der Väter jener alten dynastischen Politik, unter welcher ganz Europa zur Domaine weniger Familien ward, heimgesucht worden an den Kindern, die sich in die nationale Politik nicht finden können. Wir wollen die Idee dieser Politik hier nicht weiter ausspinnen, wohl aber andeuten, daß dieselbe nirgends weniger neu ist, als in Deutschland. Das deutsche Volk zeigte durch seine besten Männer unzählige Male in allen Jahrhunderten den einzigen versöhnenden Weg an zwischen den nur scheinbaren Gegensätzen des Dynastischen und Nationalen; tausend Stellen der deutschen Geschichte. zeugen dafür, daß unsere Nation stets durch Dick und Dünn mit ihren Fürsten ging, sobald diese die Bahn einer vaterländischen Pflicht verfolgten, sobald es galt, ein Gesammtgut der Nation zu erringen oder zu vertheidigen, sobald des Führers Ziel ein patriotisches war. Trotz alledem mußte sie nach jeder Erhebung, durch die eine Dynastie gerettet ward, den bittersten Lohn für solche Volksthaten ernten: wenn man dieselben nicht ignoriren, als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" ansehen oder als „Etwas, das man sich selbst herausgenommen," sogar bestrafen konnte (wir erinnern an die Behandlung der Freiwilligen des Befreiungskriegs von 1813–1815[27] und des schleswigholsteinischen Kriegs von 1847 bis 1848[28] in mehren deutschen Ländern!), so wand man wenigstens mit listiger Miene den Kämpfern die Waffen möglichst bald aus der Hand, warf über den Eichenkranz des Volks den fürstlichen Purpur und war vor Allem besorgt, für die patriotische That der „Angestammten" bei den Ebenbürtigen auf anderen Fürstensitzen sich zu entschuldigen. Der Dynastien oberste Sorge war, sich frei, oder nach ihren Begriffen „rein" vom Nationalen zu halten. Die Götter bewohnten den Olymp allein und geruheten sich in Frenden und Frieden zu umarmen, während die Völker sich noch die Schädel einschlugen, um aus Strömen von Blut Lorbeerblätter für den Scheitel der Unsterblichen aufzufischen. –

So „entsetzlich rein" vom Nationalen hielten sich aber die Dynastien, daß sie vom Volk zuletzt gar nichts mehr wissen wollten und geflissentlich die Bewegung des Staatslebens rückwärts lenkten, dahin, wo der Zustand der Barbarei ihr Ende zu werden drohte. Wer erkennt nicht die Spuren von dem

---

[20] Serbokroat. Београд/Beograd, die „Weiße Stadt" (aus serb. бео, beo, „weiß" und град, grad, „die Stadt") deshalb früher auch „Griechisch Weißenburg" genannt (lat. Singidunum; ungar. Nándorfehérvár, „Weiße Burg", aus ungar. fehér, „weiß" und vár, „die Burg"; nándor ist wiederum die ungar. Bezeichnung für einen bulg. Volksstamm, der an der Donau siedelte, bulg. нандор, „Nandor"; osman. بلغراد, Beliġrād).

[21] Hiermit dürfte das Wappen Serbiens gemeint sein, dessen doppelköpfiger weißer Adler als Brustschild in Rot ein silbernes griech. Kreuz trägt.

[22] Die Flagge des von 1299 bis 1922 bestehende Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat") ist mit der der heutigen Türkei identisch; der Halbmond (arab. هلال, hilāl), das bedeutendste islam. Symbol, stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

[23] Heute das rumän. Galați (griech. Γαλάτσι, Galátsi; osman. غلاص, Ġālaṭ).

[24] Als Sulinaarm bezeichnet man den mittleren Mündungsarm der Donau ins Schwarze Meer.

[25] Die Befreiungshalle bei Kelheim, deren Grundstein am 19. Oktober 1842 gelegt worden war; die feierliche Einweihung wurde dann am 18. Oktober 1863, dem 50. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, begangen.

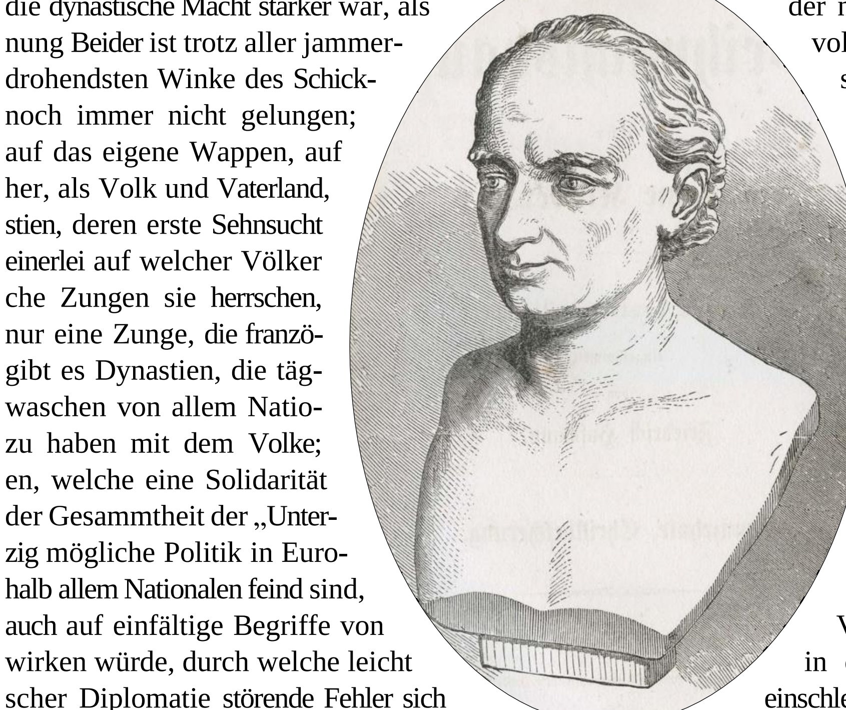
[26] ᚹᚨᛚᚺᚨᛚᛚᚨ, walhalla; der am 18. Oktober 1842 von König Ludwig I. von Bayern (1786–1868) eingeweihte Ehrentempel für die „Großen Deutschen" bei Regensburg.

[27] Die Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft.

[28] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint (siehe hierzu S. 28, Anm. 117). Kombattanten auf dt. Seite wurden nach dem Krieg z. T. in Haft genommen.

Blute, das erst fließen mußte, ehe man von jener Richtung abließ, das überall floß, wo man der Stimme redlicher Männer kein Gehör gab, ja, das sogar vergeblich geflossen, wo irgend nur die dynastische Macht stärker war, als der nationale Drang! – Die Versöhnung Beider ist trotz aller jammervollen Erfahrungen und trotz der drohendsten Winke des Schicksals anderer Länder in Deutschland noch immer nicht gelungen; noch heute steht die Eifersucht auf das eigene Wappen, auf den eigenen Schlagbaum höher, als Volk und Vaterland, und noch heute gibt es Dynastien, deren erste Sehnsucht die nach Ihresgleichen ist, einerlei auf welcher Völker Thronen sie sitzen, über welche Zungen sie herrschen, maßen im modernen Olymp nur eine Zunge, die französische, herrscht; noch heute gibt es Dynastien, die täglich sich die Hände „rein“ waschen von allem Nationalen, um nichts „gemein“ zu haben mit dem Volke; noch heute gibt es Dynastien, welche eine Solidarität aller Gekrönten in Europa der Gesammtheit der „Unterthanen“ gegenüber für die einzig mögliche Politik in Europa halten und die schon deshalb allem Nationalen feind sind, weil die Anerkennung desselben auch auf einfältige Begriffe von Vaterland und Vaterlandsliebe einwirken würde, durch welche leicht in die feinsten Gewebe dynastischer Diplomatie störende Fehler sich einschleichen könnten.

Diese „rein“ dynastische Politik ist es, welche auch dem Kinde des Schwarzwalds schon so oft die Fluthen trübte, welche die Donau nicht froh werden ließ auf ihrem ganzen Laufe, trotz aller dynastischen, hierarchischen und patrizischen Herrlichkeit, die an ihren Wassern gedieh.



Ignaz Heinrich von Wessenberg (siehe hierzu S. 13, Anm. 29).

Sie aber kann nichts dazu, denn ihre Quelle ist rein und an ihrer Wiege sah sie Männer stehen, die voll hohen nationalen Glaubens, dynastischer Treue und religiöser Wahrheit muthig vor Thronen redeten; sie thaten ihre Mannes-, Bürger- und Priesterpflicht, die braven badischen Männer, der Wessenberg[29], Deutschlands ehrlichster Priester, der dem Kampf mit der römischen Schlange erlag, weil dies der Dynastie so gefiel trotz des sichtlichen Unheils, das dadurch nicht nur über das bisher so blühende Bisthum[30], sondern über alle Glaubensgenossen in Deutschland kam; – der Zell[31], der mannhaft zu ihm stand und deß Gedächtniß das Volk dankbar bewahren soll, und der Dritte im Bunde, Karl Egon[32], Fürst zu Fürstenberg, vor dessen Residenz wir stehen. Die Donau konnte keinen würdigeren Hüter finden, als diesen edlen deutschen Mann mit dem freien Herzen unter dem Fürstensterne, und wenn der Segen aufgehen könnte, der von so braven Händen in ihre Wiege gestreut worden, so würde der Traum, der unglaubliche, den ich an dieser Wiege geträumt, dereinst glückselige Wahrheit werden.

---

[29] Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von Wessenberg (1774–1860), ein kath. Priester, der sich für eine deutsche Nationalkirche im Sinne des Gallikanismus einsetzte, ein Ansinnen, das im Vatikan naturgemäß auf wenig Gegenliebe stieß. Der unsignierte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Weihnachtsbaum für arme Kinder. – Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hofmann. – Neunzehnte Christbescherung. Preisminimum 35 Kr. = 10 Silbergr. – Mehrzahlung lohnt Gott“ (Hildburghausen: Christgeschenk des Bibliographischen Instituts 1860).

[30] Ignaz Heinrich von Wessenberg (s. o.) war gegen den Willen des Heiligen Stuhls von 1817 bis zu dessen Auflösung im Jahre 1821 dem Bistum Konstanz als Bistumsverweser vorgestanden.

[31] Der Altphilologe und Archäologe Karl Zell (1793–1873), der auch viele Jahre der Badischen Zweiten Kammer als Abgeordneter angehörte.

[32] Der für seine Zeit überaus liberale Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg (1796–1854).

Betreten wir nun die Stadt Karl Egons; sie ist es werth, daß wir aus deutschem Herzen uns ihrer freuen.

Donau-Eschingen liegt in einer schönen Ebene, oder, wie das Volk spricht, es liegt recht frei da in dem Winkel zwischen den beiden Quellflüßchen der Donau. Als kleine Residenz eines ehemaligen Reichsfürsten blieb die Stadt im Besitz aller der Baulichkeiten und Anstalten, durch welche meist jene vom Glück bevorzugten Orte vor gewöhnlichen Landstädtchen sich auszeichnen; so finden wir auch hier ein fürstliches Schloß[33] von mehr als gewöhnlicher baulicher Schönheit und reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen (Bibliothek[34] von 30,000 Bänden, Gemäldegallerien, Handzeichnungen- und Kupferstichsammlung, Archiv mit vielen für die Geschichte Badens werthvollen Urkunden und Chroniken), einen botanischen und Schloßgarten mit herrlichen Anlagen, eine stattliche Kirche[35], ein Theater[36] (denkwürdig durch Eßlair's[37] erstes Auftreten auf demselben), ein Gymnasium, einen Marstall u. s. w. Die hohe Façade der alten mit zwei Thürmen verzierten Pfarrkirche und die über die Straßen hereinragenden hohen Treppengiebel der meisten Wohngebäude erinnern vielfach an das hohe Alter der Stadt, während die freundlichen und wohlgepflegten Spaziergänge, die sie umgeben, und die schönen Parkanlagen des Schlosses, in welchen wir einem Monument Lessings[38] begegnen, den Eindruck des Verfalls fern halten, den bei so vielen verlassenen Residenzen Deutschlands das mittelalterliche Grau ihrer Mauern hervorruft. Auch an Behörden fehlt es der Stadt nicht, da großherzogliche und fürstliche hier ihren Sitz haben. Die Bewohner sind, wie die aller kleineren Städte in fruchtbaren Gegenden, Bürger und Bauern zugleich oder wenigstens so weit, daß von der etwa Vierthalbtausend Seelen starken Einwohnerschaft der landwirthschaftliche nnd der gewerbtreibende Theil sich die Wage halten. Nur die Brauerei[39] zeigte schon früher eine Thätigkeit von größerem Maßstabe.

In der Nähe der Stadt liegen die Trümmer der fürstlichen Stammburg Fürstenberg als ein Fingerzeig in die Vergangenheit, deren Geschichte für Donau-Eschingen bis in die Zeiten der Karolinger zurückreicht; und zwar ist diese Geschichte so außerordentlich deutsch, daß wir sie nicht zu erzählen brauchen: eitel Herrenwechsel, Versetzt-, Verschenkt-, Vererbtwerden an geistliche und weltliche Gebieter, denn die Stadt kam unter Anderm im langen Verlaufe der Zeit vom deutschen König Arnulf[40] an die Oberzeller Kirche[41], von dieser an die Blumenecke[42], von diesen an die Steine[43], von diesen an die Habsburger, von diesen an Fürstenberger, von diesen an Baden, und wird, wenn es dereinst wieder einmal einen deutschen König oder gar Kaiser geben sollte, von diesem wieder an – Deutschland kommen, falls das Schicksal nichts dagegen hat.

---

[33] Das ursprüngl. Schloß war 1723 errichtet worden und erfuhr in den Jahren von 1892 bis 1896 durch den Pariser Architekten Amand Louis Bauqué (1851–1903) eine grundlegende Umgestaltung im Belle-Époque-Stil.

[34] Der Altbestand der Bibliothek mit zahlreichen einzigartigen Handschriften (darunter auch eine Nibelungen-Handschrift und unschätzbar wertvolle Musikhandschiften) sowie zahllosen Erstausgaben aus dem 15. bis 19. Jhd. wurde zwischen 1980 und 2001 zum Großteil an andere Bibliotheken sowie über Auktionshäuser an Privathand veräußert.

[35] Die von 1724 bis 1747 nach einem Entwurf des Prager Architekten Franz Maximilian Kaňka (1674–1766) erbaute kath. Stadtpfarrkirche St. Johann.

[36] Das 1784 nach Plänen von Johann Christian Keym (Lebensdaten nicht ermittelt) erbaute fürstl. Hoftheater.

[37] Der aus Slawonien gebürtige österr. Schauspieler und Regisseur Ferdinand Eßlair (1772–1840).

[38] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781).

[39] Die 1283 gegründete „Fürstlich Fürstenbergische Brauerei“ blieb bis 2004 in Familienbesitz; seit 2005 gehört sie zur Münchner „Paulaner Brauerei Gruppe“.

[40] Arnolf von Kärnten (ca. 850–899), seit 887 König des Ostfrankenreiches und ab 896 römischer Kaiser.

[41] Die Kirche St. Georg in Oberzell auf der Insel Reichenau.

[42] Recte: an die Herren von Blumenfeld.

[43] Es ist nicht ersichtlich, welches Adelsgeschlecht namens Stein hier gemeint ist.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 76-80.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 42-45.

Der Trifels.

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" „und kein welscher Despot soll mehr ungestraft drohen, zur Wüste dieses deutsche Land zu machen, wie jener vierzehnte Ludwig[44] that, da sei unser Blut für!"[45] – so schallte es aus des Schreibers Herzen, als er jüngst von Landau aus, das weite lichte Thal entlang, den Weingeländen der Haardt zuwanderte, denn wahrlich, ein lachenderes Stückchen Erde, wärmeren Sonnenschein und ein fröhlicheres Völkchen hat das ganze deutsche Vaterland nicht aufzuweisen, als unsere Pfalz.

Hinter dem Dorfe Eschbach steigt's steil bergauf zur hochgelegenen Madenburg, und von da beginnt eine der schönsten Fußtouren, die man in Deutschland machen kann. Selbst Schottland, Tyrol und die Schweiz bieten wenige solch anmuths- und wechselvoller Wege dar, wie der von der Madenburg nach dem Trifels. In sanftem Auf- und Absteigen wandert man fortwährend am Kamm eines hellgrünen Waldgebirges hin, von dem herab abwechselnd gewaltige Felsen-Thürme und Thore, Ruinen und Eichengruppen auf den Wanderer niederschauen. Links fällt dicht zu Füßen der üppig junge Forst jäh abwärts oder erhebt seine durchsichtigen Kronen nur so weit, daß der Blick ungehindert hinab reicht in das köstliche Annweiler Thal. Rechts begleiten den Wanderer die mannichfach geformten Berggipfel der Haardt, mit den wundersamsten Felsformationen: da glaubt man uralte Römerthürme, kleine und große Burgruinen, zerklüftete Mauern und Festungswerke zu sehen, und das Alles verschiebt sich wieder gleich wandelnden Dekorationen zu andern Gestalten, wenn man von dieser oder jener Biegung des Weges aus es betrachtet. Dann und wann weitet sich das Thal und der Raum zwischen seinen Bergen, und man genießt den Zauber eines unbeschreibbar geheimnisvollen Fernblicks nach Höhen und Tiefen. Nun wird der Weg dichter und lauschiger; Blick und Seele sind eingehüllt in duftende, quellende Waldesruhe; auf einmal lichtet sich das grünsaftige Buchendunkel, und vor das erwartungsvolle Gemüth und den erstaunten Blick tritt die merkwürdigste und bedeutungsreichste Burg der deutschen Lande, die Ruine des Trifels, von dem aus das deutsche Kaiserscepter einst Europa beherrschte. Seine Geschichte spiegelt die Geschichte Deutschlands ab, und zwar in dessen höchster Herrlichkeit und tiefsten Erniedrigung. Jedes Mauerstück kann erzählen von großen und glänzenden Ereignissen, die auf dem Trifels an- und abgesponnen wurden, und sein letzter zerbröckelnder Thurm schaut hinein in die Welt als ein gewaltiges Stück ihrer Geschichte.

[44] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[45] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



TRIFELS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

Kaiser Heinrich IV.[46] kniete zwar demuthvoll in Kanossa[47] vor Gregor VII.[48], doch erhob er sich als ein Mann und ein Kaiser im vollen Stolz des Worts, und bald darauf war er es, der den weltbezwingenden Papst in den Staub warf. Die Erbauung des Trifels geschah in Folge dieses Kampfes mit Gregor; die starke Veste sollte den Kaiser schützen gegen diejenigen deutschen Fürsten, die sich gegen den von Rom verfluchten Gebieter auflehnen würden. Aber das Reich blieb noch fest und stark nach Innen und Außen, bis die Empörung des kaiserlichen Sohnes[49] gegen den Vater es spaltete: da nahm der Trifels. den größten Salier[50], den ergrauten Kaiserhelden, als unglückseligen, flüchtigen Vater auf. – Der Sohn war als Heinrich V. nach Rom gezogen, hatte den Papst in seiner Kirche gefangen genommen und fortgeführt, und Erzbischof Adalbert I. von Mainz[51] wollte den heimgekehrten kaiserlichen Ketzer mit Bann und Aufruhr bestrafen: bald darauf nahm der Trifels den päpstlichen Frevler in lange, schwere Haft. – Graf Wiprecht von Groitzsch[52], Markgraf zu Lausitz, hatte sich mir andern kleinen Fürsten gegen die Obergewalt des Kaisers empört; er wurde bei Wahrenstädt gefangen genommen und als Reichsverräther auf den Trifels gebracht.

Der letzte Salier, der gefürchtete, doch auch großherzige Heinrich V., fühlte sein Ende nahen und bestimmte, daß des Reiches Krone, mit allen Insignien und Kleinoden, auf dem Trifels bewahrt würde[53], bis der neue Herrscher gewählt sei. Nun sah der Trifels den von Pfaffen und eifersüchtigen Fürsten geschürten neunjährigen Kampf um die höchste Gewalt, bis sie von dem Sachsen Lothar[54] auf den ersten Hohenstaufenkaiser, auf Konrad III.[55], kam. Unter diesem guten und tüchtigen Kaiser ruhten die Zeichen der kaiserlich-königlichen Würde und Macht lange und sicher auf dem Trifels. Indessen hatte die ehrwürdige Veste unter jenen Kämpfen viel gelitten; ihr Ruhm schützte sie beinahe mehr als ihre Mauern. Da trat der große Barbarossa, Friedrich I.[56], in die Weltgeschichte ein, und er verlieh der gefährdeten Burg neue Stärke, neuen Glanz und Ruhm. Er erbaute den mächtigen Thurm, dessen noch starke Ruinen wir jetzt an staunen, und errichtete darin die Kapelle, deren äußere Nische uns jetzt noch die Steinbilder des kaiserlichen Paares zeigt; Thurm und Kapelle bestimmte er für des Reiches Insignien und zugleich auch für die Schätze, von denen die Truhen der Reichsschatzkammer dazumal noch überflossen und die nun zum ersten Male auf den Trifels gebracht wurden. Dann erbaute der große Hohen-

[46] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[47] Der berühmte „Gang nach Canossa“ des dt. Königs Heinrich IV. (s. o.) 1077, um von Papst Gregor VII. (s. u.) den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

[48] Gregor VII. (eigentl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst.

[49] Heinrich V. (1081 o. 1086–1125), seit 1106 römisch-deutscher König und ab 1111 römisch-deutscher Kaiser.

[50] Ein ostfränk. Adelsgeschlecht, das von 1024 bis 1125 die Könige und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation stellte.

[51] Adalbert von Saarbrücken († 1137), ab 1106 Kanzler Heinrichs V. (siehe hierzu S. 17, Anm. 49) und seit 1111 Erzbischof von Mainz; er hatte 1112 die Reichsburg Trifels für sich gefordert und wurde dafür ein Jahr lang auf der Burg gefangen gesetzt.

[52] Wiprecht von Groitzsch, d. Ä. (ca. 1050–1124), als Wiprecht II. Gaugraf im Balsamgau, ab 1070 Graf von Groitzsch und ab 1123 als Wiprecht I. Markgraf von Meißen und der Lausitz; er hatte 1013 ein Bündnis gegen Heinrich V. (siehe hierzu S. 17, Anm. 49) geschmiedet, das durch Wiprechts Gefangennahme bei Warnstedt ein vorzeitiges Ende fand; er blieb bis 1017 auf Burg Trifels eingekerkert.

[53] Die Reichskleinodien (Reichskrone, Reichskreuz, Heilige Lanze, Kreuzpartikel, Reichsschwert, Reichsapfel, Krönungsornat, diverse Reliquien etc.) wurden 1125, 1208 und von 1246 bis 1298 auf der Reichsburg Trifels verwahrt.

[54] Lothar III. (auch Lothar von Süpplingenburg o. Lothar von Supplinburg; 1075–1137), seit 1106 Herzog von Sachsen sowie ab 1125 König und seit 1133 römisch-deutscher Kaiser. Da die Wahl zwar gültig aber umstritten war, war es im Anschluß zu mehrjährigen kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Gegenparteien gekommen (s. u.).

[55] Der Staufer Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. (s. o). und ab 1138 römisch-deutscher König.

[56] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

staufe den prächtigen und kostbaren Marmorsaal, dessen Decke wir jetzt dräuend schweben sehen an der Nordseite jenes Thurmes.

In diesem Saale ertönten bei herrlichen Festen die ersten Lieder der Minnesänger; wohl auch zum ersten Male die gewaltigen Strophen des Nibelungenliedes. In diesem Saale sah man die schönsten Frauen und kühnsten Ritter, die mächtigsten Fürsten und größten Denker des weit über die deutschen Grenzen hinausgreifenden Reiches versammelt. Von diesem Saale aus diktirte der große Hohenstaufe Gesetze für Europa. – Er zog nach Palästina und mit ihm zog das Glück und der Glanz von seinem Reiche und von des Reiches erlauchter Veste. Bald ertönten auf dem Trifels Seufzer und Flüche statt Lieder- und Jubelklänge.

Richard[57], der löwenherzige Plantagenet, von Oesterreichs Leopold[58] gefangen und an Barbarossa's Nachfolger, den schrecklichen Heinrich VI.[59], ausgeliefert, wurde von diesem schnöd und grausam auf dem Trifels fest gehalten, bis England seinen großen Sohn mit großen Summen aus löste. Nur die Sage, nicht die Geschichte, erzählt von Richards Befreiung durch den treuen Sänger Blondel[60]. Aber die Nemesis[61] der Geschichte verfolgte des Kaisers grausame Habgier: jenes von Richard erpreßte Geld gab die Mittel zu dem von Heinrich beschlossenen Zug zur Unterwerfung Siciliens. Dieser Zug wurde am 12. Mai 1194 vom Trifels aus angetreten und er wurde der Grabgang des größten Kaisergeschlechtes, das jemals die Welt beherrschte. Wohl brachten 150 Maulthiere unermeßliche Schätze aus dem eroberten Sicilien zum Trifels; wohl saßen hier verwundete und geblendete Helden und Frauen des unglücklichen Landes; der Kaiser selbst aber verlor dort sein Leben, und seine letzten Enkel[62] endeten dort in entsetzlicher Weise. –

Nun sah der Trifels auf's Neue den Kampf um des Reiches Gewalt entbrennen, hörte er auf's Neue den alten fürchterlichen Schlachtruf: „Hie Welf'. Hie Waiblingen!"[63] um seine Mauern rasen: Heinrichs Bruder, Philipp von Schwaben[64], kämpfte mit Otto IV.[65], dem braunschweigischen Welfen; er siegte, befreite die sicilianischen Gefangenen auf dem Trifels und setzte an ihrer Stelle seinen erbitterten Gegner, den Erzbischof Bruno von Köln[66]. Philipp wurde in Bamberg durch Otto von Wittelsbach[67] ermordet, und wieder sah der Trifels des Reiches Insignien in seiner Kapelle, bis sie dem früheren Gegenkönig Otto[68] in Frankfurt aus geliefert wurden. Nach dem blutigen Tode dieses Fürsten

---

[57] Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England; er war auf seiner Rückreise vom 3. Kreuzzug von Leopold V. (s. u.) auf Burg Dürnstein von Dezember 1192 bis Januar 1194 gefangen gesetzt worden.

[58] Der Babenberger Leopold V., der Tugendreiche (1157–1194), seit 1177 Herzog von Österreich und seit 1192 Herzog der Steiermark; er hatte sich wegen seines Anteils bei der Einnahme von Akkon (griech. Ἄκη, Ákē; hebr. עַכּוֹ, ʿAko; arab. عكّا, ʿAkkā) mit Richard Löwerherz (s. o.) zerstritten.

[59] Heinrich VI. (1165–1197), seit 1169 römisch-deutscher König und ab 1191 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, ab 1194 war er zugleich König von Sizilien.

[60] Der frz. Trobador Blondel de Nesle (ca. 1155–ca. 1210), der der Sage nach in den Jahren 1092 bis 1094 nach Richard Löwenherz (siehe hierzu S. 18, Anm. 57) suchte, indem er Minnelieder singend von Burg zu Burg zog.

[61] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]"), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[62] Heinrichs VI. (siehe hierzu S. 18, Anm. 59) Urenkel Konradin (1252–1268; hingerichtet); als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III. seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

[63] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[64] Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

[65] Der Welfe Otto IV. (ca. 1175–1218), seit 1198 (unangefochten jedoch nur von 1208 bis 1211) römisch-deutscher König und seit 1209 Kaiser des römisch-deutschen Reiches (ab 1212 faktisch abgesetzt).

[66] Bruno von Sayn (ca. 1165–1208), seit 1205 als Bruno IV. Erzbischof von Köln; er war 1206/07 auf Anordnung Phillipps von Schwaben (siehe hierzu S. 18, Anm. 64) auf Burg Trifels gefangen gehalten worden.

[67] Otto VIII. von Wittelsbach (vor 1180–1209), von 1189 bis 1208 Pfalzgraf von Bayern.

[68] Otto IV. (siehe hierzu S. 18, Anm. 65), Gegenkönig von Philipp von Schwaben (siehe hierzu S. 18, Anm. 64).

gelangten sie in die Hände seines Besiegers: der größte Hohenstaufenkaiser, Friedrich II.[69], brachte sie triumphirend zurück zum heiligdeutschen Trifels. Wohl war auch ihm diese Burg eine der kostbarsten Perlen seines Reiches; wohl gab auch er ihr neuen Glanz und Ruhm; aber die Syrene Italien hielt ihn zu oft und zu lange gefangen, um der geweihten Burg dauernde Aufmerksamkeit zu schenken. Die lange Abwesenheit vom Reich benutzte sein verführter Sohn, Heinrich VI.[70], zur Empörung gegen den großen Vater. Er eroberte den Trifels mit allen Schätzen und Kleinoden, doch nur, um dies mit lebenslanger Haft auf einer Burg[71] in Italien zu büßen.

Der große, freie, edle Hohenstaufe hob das Reich empor zu einer Höhe des Ruhmes und Glanzes, der Macht und Einheit, wie noch nie es erhoben war. Nach seinem Tode aber sank es durch Fürsten und Pfaffen in solche Schmach, daß sie noch jetzt den Zorn und die Scham des deutschen Mannes erregen muß. Das Reich wurde förmlich verschachert an den Meistbietenden und zugleich an den Schwächsten; zuerst an einen Holländer[72], dann an einen Engländer[73].

Der Trifels sah sich und seine heiligen Insignien durch erbärmliche kaiserliche Handlanger entweiht und geplündert, und gleich als ob er die eigene und des Reiches Schmach beweine, löste sich Gestein um Gestein von den Zinnen seiner Mauern, wie aus des Reiches gewaltigem Bollwerk selbst Gestein um Gestein hinabrollte in sumpfige Tiefen. – Verfolgen wir hier nicht weiter den widerwärtigen Kampf und den schmutzigen Pfand- und Tauschhandel, den deutsche Fürsten und Kaiser noch ferner mit des Reiches ehrwürdigster Veste trieben; das freche, gauklerische Spiel, womit Mönche und Vögte des Trifels die ächten und falschen Insignien des unglückseligen Reiches dem Volke für Geld zeigten und ihnen Wunderkuren andichteten, womit sie zuletzt aber auch die blinde Rache und den verheerenden Spott der Bauern-Rebellen auf den Trifels lenkten.

Indessen blieb der unglücklichen, trauernden Veste immer noch ein tüchtig Theil, bis im Jahr 1602 ein mitleidiger Blitzstrahl auch seine letzten verwaisten Gebäude in Asche legte. Nur so viel ließ er noch übrig, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die benachbarten Bewohner zerstörter und verbrannter Dörfer dort oben eine dürftige Zufluchtsstätte fanden. Aber es kamen immer mehr und mehr der Flüchtigen, namentlich nach der unheilvollen Schlacht bei Nördlingen (1635), und nun erlebte der Trifels gleichsam den zusammengehäuften Jammer des deutschen Reiches: Hunger und Mord, Wahnsinn und Pest brachen in der über häuften Menge ans, bis Alle, die noch fliehen konnten, von dem entsetzlichen Aufenthalt entwichen.

Von nun an hauste Niemand mehr dort als scheues Gethier, und des Reiches größte und herrlichste Veste zerfiel zu den Trümmern, die jetzt uns mit schmerzlicher Ehrfurcht erfüllen; in jedem Steine erzählend von des Vaterlandes Glanz und Schmach, mit jedem Steine mahnend an ein großes einiges Reich, mit jedem Steine warnend vor den Erbfeinden deutscher Einigkeit und Größe, vor Fürsten und Pfaffen vom Schlage derer, welche ein solches Reich verdarben.

Noch Jahrhunderte lang lebte im Volke der Pfalz des Barbarossa Geist und Name bedeutsam fort; die Sage sprach von dem Bette, das jede Nacht noch auf dem Trifels für ihn bereit stehen müsse, weil er wieder kehren werde, um sein Reich auf's Neue aufzurichten. Jetzt ist sie verstummt, jene Sage, wie das Krächzen der Raben, die um den Kyffhäuser fliegen. Den großen Schläfer vermag nichts mehr zu wecken; das Volk hat seinen Kaisertraum ausgeträumt[74].

---

[69] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

[70] Recte: Heinrich ([VII.]; 1211–1242), von 1212 bis 1217 König von Sizilien und von 1220 bis 1235 römisch-deutscher König; er unterlag am 2. Juli 1235 bei Wimpfen dem Truppen seines Vaters Friedrich II. (s. o.), der am 4. Juli 1235 zu Worms über Heinrich Gericht hielt, ihn entthronte und gefangensetzte.

[71] Im Castel des Monte bei Bari.

[72] Wilhelm von Holland (niederl. Willem; 1227–1256), ab 1234 Wilhelm II. Graf von Holland, von 1248 bis 1254 Gegenkönig und ab 1254 römisch-deutscher König.

[73] Richard von Cornwall (engl. Richard; 1209–1272), seit 1257 römisch-deutscher König.

[74] Das prot. Deutschland hatte große Hoffnungen in den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) gesetzt, daß unter seiner Führung ein prot. dominiertes kleindeutsches Reich unter Ausschluß Österreichs zustande käme, und er die deutsche Kaiserkrone annähme, was dieser jedoch am 3. April 1849 definitiv ablehnte.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 90-97.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 115-120.

Ancona.

Wir treten vor dieses Bild, während durch ganz Italien die Trauerglocken einem großen Todten[75] läuten.

Eines der größten Ereignisse der Weltgeschichte ward vor unseren Augen vollendet: die anderthalbtausendjährige Zerrissenheit und Knechtschaft Italiens unter Schwert und Scepter der Fremden ist zu Ende, gebrochen ist die Macht der innern Zwietracht wie fremden Despotie, und dies Alles ist geschehen durch die Gewalt der Ideen, gegenüber der Verblendung volksfeindlicher Herrscher, unterstützt von der Klugheit und Energie eines Willens, gegenüber einem hohen bewußten Ziel.

Unsere Leser kennen das Italien der Vergangenheit. Die Zustände dieses schönen Landes hatten in einzelnen Beziehungen viele Aehnlichkeit mit denen von Deutschland, und zwar aus der natürlichsten Ursache: sie hatten dieselbe Quelle. Beider Schicksale waren durch Jahrhunderte gemeinsam abhängig von der Hauspolitik der habsburgischen Kaiser und der Weltpolitik der römischen Päpste. Jene wie diese erforderten ein vielgetheiltes Italien und Deutschland zu ihrer Machtsicherung, und aus dieser Vielgetheiltheit entsprangen hier wie dort die vielen Uebelstände, die in bei den Ländern gleich tief gefressen haben, wie auch die wenigen Vortheile, deren Lob und Preis das jetzige Tagesgeschäft unserer Partikularisten ist.

In Italien wie in Deutschland war nicht das Wohl der Völker oberste Sorge der herrschenden Politik, sondern Befestigung und Ausbreitung der Herrschermacht. Die Habsburger zeigten als deutsche Kaiser sich stets unempfindlich gegen Verluste des Reichs, die ihre Hausmacht nicht schmälerten, und Alles, was dieser Hausmacht unterworfen war, war mehr dem Schwerte als dem Scepter unterthan. Die Geschichte der österreichischen Finanzen von ihren Quellen bis zu ihren Abflüssen könnte am klarsten über die Pflichten aufklären, welche die Herrscher als die ihrigen anerkannten, und das allgemeine Zurückbleiben der Völker Oesterreichs in geistiger und materieller Entwickelung stellt ein unzweideutiges Zeugniß über die Erfüllung dieser Pflichten aus. – Noch schlimmer stand es damit in Italien, das in seinen habsburg-lothringischen wie in seinen bourbonischen Theilen[76] nur von der österreichischen Hauspolitik geleitet wurde und das außerdem im sogenannten Kirchenstaate[77] das geistliche Schutz- und

[75] Der ital. Staatsmann Camillo Benso Graf von Cavour (ital. Camillo Benso, conte di Cavour; * 1810) war am 6. Juni 1861 verstorben. Der Stahlstich wurde nach einer Photographie von Daniel John Pound (1820–1894) geschaffen.

[76] Die im Großherzogtum Toskana, im Herzogtum Parma (von bis 1748 und von 1814 bis 1847) sowie im Herzogtum Modena und Reggio bestehenden sog. habsburgischen Sekundogenituren und das 1815 infolge des Wiener Kongresses gegründete und von Österreich regierte Königreich Lombardo-Venetien; 1866 wurde es schließlich dem Königreich Italien (ital. Regno d'Italia) einverleibt. (Spanisch-) bourbonisch waren ab 1748 das Herzogtum Parma, von 1815 bis 1847 das Herzogtum Lucca und von 1735/1816 (Neugründung) bis 1861 das Neapel und die namensgebende Insel umfassende Königreich beider Sizilien.

[77] Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens, dessen staatsrechl. Nachfolger der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ) ist.

Oberhaupt aller geistlichen und geistigen Despotie beherbergte. Wer zu Anfang der fünfziger Jahre einen nach Völkerhoffnungen suchenden Blick über Europa warf, dem leuchteten sicherlich gerade in Italien die wenigsten Sterne. Oesterreich stand als Sieger mit erneuerter Kraft da, das Papstthum saß, neugestärkt von Gaëta heimgekehrt[78], auf dem geschützten Stuhl, und in Neapel hielt die Polizeipeitsche, deren Stiel das Königsscepter war, die Ruhe des Kirchhofs aufrecht.



Camillo Benso Graf von Cavour
(siehe hierzu S. 20, Anm. 75)

Und trotz alledem und alledem sehen wir die größte That des Jahrhunderts vollbracht, und vollbracht in dem Zeitraum von zweien Jahren. Staunend fragen wir: wie war das möglich? Und wir freuen uns der Antwort, weil sie eine lehrreiche, erhebende, tröstende für alle Völker ist, die noch irgendwo unter dem Drucke eines feindlichen Willens schmachten.

Während in Deutschland, allerdings unter anderen namentlich in den Verwaltungs- und Rechtsgebieten dem Volke weit günstigeren Verhältnissen, eine einige Meinung noch nicht einmal darüber gewonnen ist, ob nur die Einigkeit im Staatenbunde, oder die Einheit des Bundesstaats, oder ob eine Gesammtregierung mit einem Reichstage und einem Oberhaupte erstrebt werden soll, wußten die Wühler[79] Italiens wenigstens, was sie zunächst wollten. Aller Programm traf, trotz der sprüchwörtlichen italienischen Eifersucht, in dem Einen zusammen, daß Italien vor Allem frei vom Auslande sein müsse. Daher wandte sich aller Haß gegen die einflußreichste fremde Macht in Italien, gegen Oesterreich, das als deutscher Staat diesen Haß gegen die „*Tedeschi*“[80] im Allgemeinen lenkte. Frankreich und England, trotz ihrer italienischen Besitzungen, galten für die Unabhängigkeit von Italien für kein Hinderniß, ja, sie wurden als gewaltige Hebel für dieselbe anerkannt, als nicht mehr Mazzini[81] allein die Geister in Italien lenkte.

Nachdem die römische Republik[82] durch den Präsidenten des republikanischen Frankreich[83] zu Grunde gerichtet und Karl Albert[84] von der Wucht seiner Krone erdrückt war, konnte der Gedanke

---

[78] Angesichts der revolutionären Erhebungen in Rom sah sich der 1846 zum Papst gewählte Pius IX. (siehe hierzu S. 23, Anm. 91) gezwungen, am 24. November 1848 mit seinen Kardinälen nach Gaeta an der Küste Neapels zu flüchten; im Frühjahr 1850 konnte er aus dem unfreiwilligen Exil nach Rom zurückkehren.

[79] Hiermit sind wohl ital. Revolutionäre wie die Carbonari gemeint; vielleicht handelt es sich hier aber auch einfach um einen Lesfehler des Setzers, der statt des korrekten „Köhler“ „Wühler“ für die Carbonari setzte.

[80] Ital., die Deutschen.

[81] Der ital. Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini (1805–1872).

[82] Die „Römische Republik“ war am 9. Februar 1849 von Anhängern Giuseppe Mazzinis (s. o.) proklamiert worden, doch bereits am 3. Juli 1849 wurde ihr Ende mittels einer span.-frz. Militärinvasion besiegelt.

[83] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

[84] Karl Albert I. von Sardinien-Piemont (ital. Carlo Alberto di Savoia; 1798–1849); nach dem Sieg über die österr. Truppen in Peschiera am 30. Mai 1848 wurde er spontan zum König von Italien proklamiert. Nachdem er am 23.

sich mit der konstitutionell-monarchischen Staats-Idee versöhnen, und erst in dem Grade, als diese Versöhnung im Volke vorwärts schritt, hob die neu erstarkte Hoffnung auf die „*Italia una*,“[85] die Häupter der italienischen Patrioten auf den Schild, als deren Leiter fortan Cavour erscheint.

Selten ist ein großer politischer Plan mit mehr Klugheit angelegt und mit mehr Energie, aber auch mit weniger Scheu in der Wahl der Mittel durchgeführt worden, als der Cavours, ebenso selten aber auch durch das Verhalten seiner Feinde mehr gefördert worden, als durch das der italienischen Fürsten. Je bejammernswerther das Bild Italiens in der Mitte der fünfziger Jahre vor jedem Auge stand, um so mehr Kraft der Erhebung lag in diesem Bilde, und um so mehr Sympathie mußte diejenige Macht sich erwerben, welche nicht ermüdete, dem Volke fort und fort dieses Bild vor Augen zu halten. Und diese Macht war eine italienische: Sardinien hatte durch seine freie Verfassung[86] und namentlich durch seine Preßfreiheit den größten Theil von Italien moralisch schon erobert, als die Habsburgischen und bourbonischen Häupter noch in der Fortsetzung der Siegesfeste von 1849 schwelgten.

Nach der politischen Wiedererweckung der Welt, für welche Mazzini und die italienische Emigration das Ihrige in reichem Maße beitrugen, erkannte Cavour die Nothwendigkeit, einerseits den militärischen Geist und das nationale Ehrgefühl, von denen jener durch die Niederlagen in Oberitalien, dieses durch die Pfaffen- und Polizeizucht in Mittel- und Unteritalien außerordentlich gesunken war, durch eine That aufzurichten, die den italienischen Waffen wieder Glanz, dem italienischen Namen Achtung schaffe; andererseits, einen Theil der Großmächte für eine nationale italienische Staatsgestaltung günstig zu stimmen. Die Gelegenheit, beide Ziele mit Einem Schritt zu erreichen, bot sich im Krimkriege[87].

Unseren Lesern wird noch so frisch als uns das Hohngelächter in den Ohren wiederklingen, welches damals von einer ganzen Schaar uniformirter Zeitungen über die Großmannssucht des kleinen Sardinien erhoben wurde; unter der ganzen schnatternden Schaar ahnte keine einzige den Aufang der großen europäischen Wandelung. Man spottete über das eitele Unterfangen Victor Emanuels[88] und Cavours, beklagte sogar das sardinische Volk um der neuen enormen Schuldenlast willen, und man war am lautesten gerade an denjenigen Höfen, welche schon damals dazu bestimmt waren, diese Schulden mit zu bezahlen. Sardinien aber erreichte sein Ziel: es gewann die Bundesgenossenschaft der Weltmächte in einem Kriege, in welchem italienische Waffen im vereinten Kampfe mit den erprobtesten Truppen Europas Ruhm erwarben, während das mächtige Oesterreich durch die charakterlose Neutralität seiner verbuolten Regierung den Haß seines heiligen Allianzgenossen und Erretters aus ungarischen Nöthen[89] auf sich lud, ohne in der Achtung der übrigen Großmächte die geringsten Fortschritte zu machen.

Die wirksamste Hülfe aber kam Italien von seinen eigenen Söhnen, den rechten Männern zur rechten Zeit.

Dieses Glück wissen aus eigener, bitterer Erfahrung am besten wir Deutschen zu schätzen, denn die Untreue, mit der gerade dieses Glück uns flieht, trägt die Schuld an allen unseren nationalen Niederlagen, an unserem ganzen staatlichen Elend. – Mehr aber noch als Deutschland war Italien bedroht von der Zwietracht seiner Freiheitskämpfer; die gesammte Emigration war ausschließlich republikanisch bearbeitet, ja, sie konnte kaum ein anderes Ziel sich stecken, denn, abgesehen von den Persönlichkeiten,

---

März 1849 bei Novara von den Österreichern ein zweites Mal geschlagen worden war, dankte er schließlich zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel II. (siehe hierzu S. 22, Anm. 88) ab.

[85] Ital., „Einiges Italien“.

[86] Mit der Verfassung vom 4. März 1848 war in Sardinen-Piemont die konstitutionelle Monarchie einführt worden.

[87] Das Königreich Sardinien-Piemont hatte sich im Krimkrieg von 1853 bis 1856 der gegen Rußland gerichteten Allianz aus Großbritannien, Frankreich und der Türkei angeschlossen und auf diese Weise eine gewisse Wertschätzung seitens der neuen Partner gewonnen.

[88] Viktor Emanuel II. (ital. Vittorio Emanuele II di Savoia; 1820–1878), von 1849 bis 1861 König von Sardinien-Piemont und ab dem 17. März 1861 König von Italien (ital. Re d’Italia).

[89] Das Kaiserreich Rußland, mit dessen Hilfe die revolutionäre Erhebung Ungarns im Jahre 1849 niedergeschlagen worden war.

welche in Neapel[90], Rom[91], Florenz[92], Parma[93] und Modena[94] zu Thron saßen, gab es auch in Sardinien Zeiten, wo das Wort „Konstitution“ sich nicht so offenbarer Gunst erfreute, wie später. Dennoch widerstand das Volk allen republikanischen Verlockungen, als die Männer, die durch Thaten seine Lieblinge geworden waren, als Cavour und Garibaldi[95] nur im Königthum den festen Grund des Einheitsstaates erkannt hatten, und als Victor Emanuel sich der Krone dieses einigen Italiens würdig erwies. Diese drei Männer theilten sich in die Riesenarbeit der völligen Um- und Neugestaltung eines zerrissenen Staats, in welchem im Interesse des Auslands und der geistlichen Weltmacht das Volk politisch und moralisch verwahrlost worden war; der leitende Geist dieser Trias war und blieb jedoch Cavour.

Ihm, dem einst Vielgeschmähten und nun Allbetrauerten, war es beschieden, eine neue europäische Diplomatie zu erfinden, mit ihrer Hülfe einen Kaiser in den Dienst seiner Pläne zu ziehen und gleichzeitig die Revolution für die Monarchie zu bewaffnen. Diese neue Diplomatie unterscheidet sich von der berüchtigten alten dadurch, daß sie nicht, wie die des gesammten übrigen Kontinents, ausschließlich dem Hof- und dynastischen Interesse, sondern, und darin ist sie mit der englischen verwandt, nur dem Interesse der Nation gewidmet ist. Sein Gang auf diesem frischen Boden war außerordentlich schwierig. Nicht ein starker Thron mit einer mächtigen Armee stand hinter ihm, um seinen Plänen Wucht zu verleihen, sondern ein armes kleines Land, eingekeilt zwischen zwei übermächtige Nachbarn. Dennoch schritt er seine kühne Bahn getrost vorwärts, weil er sich eine neue Macht geschaffen hatte, auf die er fester, als auf Fürstenwort, bauen konnte: die Sympathien der gesammten italienischen Nation. Trotz aller Achtung vor derselben überschätzte er jedoch diese Macht nicht, als es den offenen Kampf gegen den starken Nachbar galt; die Lehre Karl Alberts war an ihm nicht erfolglos gewesen, sie zwang ihn sogar zu seinem gewagtesten Schritte: zu jenem Vertrage, welcher Sardinien die Unterstützung Frankreichs gegen Oesterreich um den Preis von Savoyen und Nizza sicherte. Die Geschichte zeigt uns mm Schritt vor Schritt sein Vorgehen; erst jetzt erkennen wir, wie vorbereitet jeder einzelne dieser Schritte war. Hatte Cavour durch Sardiniens Theilnahme am Krimkriege sich das Recht erworben, im Rathe der Großmächte zu Paris einen Sitz einzunehmen, der den Italienern zum ersten Male die Bedeutung ihrer nationalen Würde in Europa vor Augen führte, und hatte er diese glänzende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne seinen berühmten „Schmerzensschrei“ für sein unglückliches Vaterland erschallen zu lassen, so wußte er dann, als eine der Vorbereitungen zum Kriege gegen Oesterreich, Rußland mit Sardinien zu versöhnen, indem er ihm zur Benutzung für seine Kriegsdampfer einen Hafen abtrat, der vielleicht schon damals in geheimem Vertrage Frankreich zugesagt war. Den größten Aufwand von Klugheit und List, alle Mittel der Diplomatie erforderte ohne Zweifel seine Stellung zu Napoleon III. Hätte nicht in des Letztem Plänen die Schwächung Oesterreichs gelegen, wäre derselbe nicht von der brennenden Begierde, sich als Feldherr auszuzeichnen, getrieben worden, so hätte auch die verheißene Abrundung Frankreichs nach den Alpen hin allein den französischen Selbstherrscher nicht vermocht, die italienische Befreierrolle zu übernehmen; es begegneten sich auf das Höchste gespannte Wünsche, und Cavour war es, der ihnen ein Ziel zu bestimmen wußte, welches über das „Frei bis zur Adria“ weit hinausgehen sollte. Niemand kann bei nur einiger Prüfung der französischen durch die Geschichte klar dargelegten Politik daran zweifeln, daß



Kirchenstaat: 1 Lira, Pius IX., Rom 1866 (siehe hierzu S. 23, Anm. 91).

[90] Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859), seit 1830 König beider Sizilien, der wegen der Brutalität, mit der er gegen die eigene Bevölkerung vorging auch „Re bomba“ geheißen wurde.

[91] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst.

[92] Leopold II. (ital. Leopoldo II d’Asburgo-Lorena; 1797–1870), vom 18. Juni 1824 bis zu seiner Abdankung am 21. Juli 1859 Großherzog der Toskana.

[93] Robert I. (ital. Roberto I di Borbone-Parma; 1848–1907), vom 27 März 1854 bis zu seiner Flucht am 9. Juni 1859 Herzog von Parma.

[94] Franz V. Ferdinand Geminian (ital. Francesco V Ferdinando Geminiano d’Asburgo-Este; 1819–1875), vom 21. Januar 1846 bis zu seiner Flucht am 11. Juni 1859 Herzog von Modena und Reggio.

[95] Der Protagonist der ital. Einheitsbewegung Guiseppe Garibaldi (1807–1882).

ein großes, einiges Italien nicht im Plane Napoleons lag: seine liebste Aussicht für dasselbe war ein Seitenstück zum deutschen Bunde[96], in dem für einen französischen Prinzen sich noch ein Thron finden konnte; in einer solchen italienischen Bundesversammlung würde außerdem, neben dem Kaiser von Oesterreich als König von Venetien[97], auch Frankreichs Beherrscher als Herzog von Savoyen, Graf von Nizza und Herr von Corsica Sitz und Stimme behauptet haben, und Frankreich hätte sich dann in Deutschland, Italien und Spanien dreier großen Nachbarn erfreut, von denen keiner fähig war, die Ruhe seiner Nächte zu stören. – Da erstand in Garibaldi ein Volks-Napoleon für Süditalien.

Mit dem Kampfe in Sicilien beginnt Cavours schwerste Zeit, denn während er alle Mittel aufbieten mußte, um sich Englands und Rußlands Gunst zu erhalten, die nur erhalten werden konnte durch Vermeidung eines europäischen Kriegs, mußte er gegen Frankreich alle Waffen der Diplomatie anwenden, um die wankende Freundschaft aufrecht zu erhalten, und er faßte zugleich mit seiner ganzen Kraft die Zügel, welche Garibaldi und seine Genossen innerhalb gewisser Schranken halten mußten, um jede europäische Einsprache in den nationalen Fortschritt gegen anerkannte Dynastien zu vermeiden; diese Zügel hielt er erst recht fest, während er öffentlich von seiner hohen Stellung zurückstand, um für die Resultate und Konsequenzen der Unternehmungen sich freie Hand zu bewahren. Als aber Sicilien erobert und Neapel[98] angegriffen war und von der gesammten Großmachtsherrlichkeit sich keine Waffe für den wankenden Bourbonenthron erhob, da war dies für den kühnen Minister Beweises genug vom totalen Bankerott der Legitimitätsmächte, und somit zögerte er nicht länger mit dem Angriff auf des Papstes Schlüsselsoldaten und die Vervollständigung der Verbindung zwischen dem befreiten Nord- und Süditalien durch die Ostprovinzen des Kirchenstaats. Dieser Kriegszug begann bekanntlich glänzend mit der Niederlage Lamoricière's[99] vor Ancona und endete mit der Eroberung von Gaëta.

So weit war es dem großen nationalen Staatsmann vergönnt, sein Werk vollendet zu sehen, und seitdem hatte er beständig zu leiden unter den Kämpfen, welche Napoleon III. über Italien weder zur Ruhe, noch zu einem Entschluß kommen ließen. Die so dringend nothwendige Befestigung der Verhältnisse in dem furchtbar erschütterten Lande blieb unmöglich, so lange von Frankreich Rom besetzt und zugleich dem neuen Königreiche Italien die öffentliche Anerkennung versagt wurde; und diesem Kampfe scheint der starke und feste Mann endlich erlegen zu sein. Es fehlte ihm die Zähigkeit seines Gegners, seine patriotische Politik vermochte sich nicht von der Stimme des Gewissens zu trennen, er konnte vor der Begehrlichkeit des „Retters von Italien" sich nicht länger beugen, und so brach er zusammen.

Sein Sessel im Ministerrath ist wieder besetzt[100], das gewöhnliche Auge sieht den Platz ausgefüllt; ob aber Cavours neue Diplomatie einen Nachfolger findet, das ist die Frage, von deren Beantwortung Italiens Schicksal abhängt. Zwar mag es schwer sein, daß nach einem solchen Meister sich würdige Schüler bilden; immer aber ist wenigstens das Lehrbuch Cavours Allen zugänglich, die den Versuch

---

[96] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituierte „Deutsche Bund" aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte", Art. 6).

[97] Siehe hierzu S. 20, Anm. 76.

[98] Am 20. Juli 1860 hatte Giuseppe Garibaldi (siehe hierzu S. 23, Anm. 95) Sizilien endgültig unter seine Kontrolle gebracht und am 7. September 1860 Neapel kampflos besetzt.

[99] Der frz. General Louis Juchault de Lamoricière (1806–1865); er hatte 1860 das Kommando über die päpstl. Truppen übernommen und war mit diesen am 18. September 1860 in der Schlacht von Castelfidardo bei Ancona von den sardinisch-piemontesischen Truppen vernichtend geschlagen worden.

[100] Durch Bettino Ricasoli (1809–1880), 1861/62 und 1866/67 Ministerpräsident von Italien.

wagen wollen, und zwar in Cavours Depeschen[101]. Aus diesen denkwürdigen Schriftstücken spricht der ganze Mann, der nie seines Volkes, seines Staates und seiner Würde so vergaß, daß er sich je zur altdiplomatischen Phrasenqual und zur Stylgeziertheit der Hofpolitiker hergegeben hätte: einfach und bestimmt hält sich sein Wort an die Thatsachen und stützt sich auf die Grundsätze, als deren offenen Vertreter man ihn kennt. Zu erwarten brauchen wir es nicht, aber wünschen dürfen wir, daß auch unsere deutschen Staatsmänner und Diplomaten recht fleißig in Cavours Schule gehen und recht viel in ihr lernen möchten.

Die Stadt unseres Bildes haben wir oben einen Glanzpunkt in der neuesten Geschichte Italiens genannt. Es bezieht sich dies auf die Entscheidung, welche das muthige Vorgehen der Flotte im Kampfe um Ancona herbeiführte. Bedenken wir jedoch, daß es ein Bürgerkrieg ist, in welchem das Blut dieser Siege geflossen, so senkt sich von selbst ein Schleier auf jenen Glanz herab, ein Schleier der Trauer, der gleichwohl von der Ehre der That durchaus der Flotte nichts benimmt. Außerdem ist dies noch lange nicht das Schlimmste von dem, was diese alte Stadt erlebt hat.

Gegründet von Männern aus Syrakus, denen Dionys[102], der Tyrann, das Leben unerträglich gemacht, erhielt es seinen Namen (ἀγχών[103], Ellbogen) von dem hakenförmigen Vorgebirge, welches von dem Monte Conero ausläuft und die Ostseite des Hafens umschließt. Das Land dahinter gehörte den Umbriern. Als diese sich den Römern unterwarfen, mußte 268 v. Chr. auch Ancona römische Besatzung aufnehmen und gedieh als Hauptstadt von Picenum und eine der Hauptstationen der römischen Flotte zusehends zu bedeutendem Wohlstand. Aus jener Zeit stammen viele der großen Baudenkmale der Stadt, unter diesen auch der Triumphbogen, welcher den Vordergrund unseres Stahlstichs ziert. Trajan[104] hatte zum Schutze des Hafens den nördlichen Steindamm desselben gebaut, und ihm zu Ehren errichteten Trajans Gattin Plotina[105] und seine Schwester Marciana[106] aus griechischem Marmor im Jahre 112 n. Chr. diesen noch heute, nach fast achtzehn Jahrhunderten, wohl erhaltenen Prachtbau. Nach dem Untergange des Römerreichs begann jener bunte Herrscherwechsel, der seit jener Zeit das Schicksal von ganz Italien charakterisirt. In Folge der Völkerwanderung setzten sich die Gothen hier fest; diese mußten den Longobarden weichen und diese erst der fränkischen Herrschaft, dann der der deutschen Kaiser sich beugen. Sogar die Saracenen[107] hatten sich kurze Zeit hier behauptet. Unter den Hohenstaufen machte Ancona sich frei, bestand namentlich eine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Deutschen und Venetianer im Jahre 1174[108], und blühte als glückliche Republik, trotz zahlreicher Kämpfe, bis 1532, in welchem Jahre pfäffischer Wortbruch seiner Selbständigkeit ein Ende machte. Unter der Vorspiegelung, die Verteidigungsfähigkeit der Stadt gegen die Angriffe der Türken mehren zu wollen, ließ der Bischof Bernardo von Casale[109] die Citadelle anlegen, von welcher aus dann der

---

[101] Hiermit dürfte die Ausgabe der „Briefe des Grafen Camillo von Cavour. Veröffentlicht von D. Berti, […]. Autorisirte Übersetzung“ (Berlin: A. Charisius 1862) gemeint sein.

[102] Dionysos I. (griech. Διονύσιος Α΄, Dionýsios I.; ca. 430–367 v. Chr.), seit 405 v. Chr. Beherrscher von Syrakus.

[103] Griech. Ἀγκών, Ankṓn.

[104] Trajan (eigentl. Marcus Ulpius Traianus; 53–117 n. Chr.), seit 98 n. Chr. römischer Kaiser.

[105] Pompeia Plotina (vor 70–123 n. Chr.).

[106] Ulpia Marciana (vor 50–112 n. Chr.).

[107] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[108] 1173.

[109] In den Jahren 1523 bis 1538 stand Baldovinetti de’ Baldovinetto (Lebensdaten nicht ermittelt) dem Bistum Ancona vor.

päpstliche General Gonzaga[110] im Auftrage Klemens' VII.[111] der Stadt ihre Unterwerfung unter den römischen Stuhl verkündigte. So ward Ancona vom Papste „annektirt“. Die erste Abwechselung von seinem Pfaffenregiment erlebte es erst 1796 wieder, wo die französischen Revolutions-Truppen die Tricolore auf die Zinnen der alten Seefeste pflanzten, und im Jahre l799 gegen die vereinte Land- und Seemacht von Rußland, Oesterreich, Neapel, dem Papste und dem Sultan eine Belagerung aushielten, die am 12. November mit der Uebergabe des Platzes endete. Sechs Jahre später hatte das kaiserliche Frankreich wiederum Besitz von Stadt und Festung genommen und behauptete sich in seinem „Königreiche Italien“, bis 1813 die Neapolitaner den französischen General Barbon[112] vertrieben. Der wiener Kongreß[113] gab Ancona dem Kirchenstaate zurück.

Ancona erfreute sich allerdings mancher Gunst der Päpste; namentlich fanden diese, in Berücksichtigung der politischen und kommerciellen Wichtigkeit des Platzes, frühzeitig sich bewogen, es für einen Freihafen zu erklären und den Seeverkehr durch Erleichterung des Drucks, welcher ehedem auf aller Ein- und Ausfuhr lastete und lange Zeit mit besonderer Strenge gegen fremde Religionen und Nationen geübt worden war, möglichst zu heben. Die Stadt ward dadurch allerdings ein Centralpunkt zwischen Triest und Venedig einerseits und Apulien und den Abruzzen andererseits; ihre Bevölkerung nahm an allgemeinem Wohlstand zu und stieg auf 45,000 Seelen. Zu rechter Freudigkeit des Schaffens und Strebens konnte jedoch die Bevölkerung nicht gelangen, die Priesterherrschaft zehrte zu gierig am Mark des Landes; die Unzufriedenheit würde dadurch, auch ohne alles Zuthun von außen, fortwährend genährt worden sein, und so fand jede Revolution in Europa hier ihren Anklang und ihr Echo. Da aber Oesterreichs oberste Sorge unter Metternich[114] die war, jede politische Regung in den Völkern sofort niederzuschlagen, so weit sein Arm reichte, und Frankreichs oberste Sorge unter Louis Philipp[115], den Einfluß Oesterreichs in Italien möglichst zu beschränken, so sehen wir beide Staaten in der diplomatischen und militärischen Beaufsichtigung Italiens wetteifern. Eine That dieses Wetteifers war die Völkerrechtsverletzung, welche Frankreich sich dadurch zu Schulden kommen ließ, daß es am 23. Februar 1832 Ancona, förmlich wie der Dieb in der Nacht, mitten im Frieden überfiel, gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes[116] besetzte und trotz aller Protestationen desselben behauptete bis zum 12. December 1838; es war dies die französische Genugthuung für die von Oesterreich im Jahre 1831 trotz französischen Widerspruches vorgenommene Besetzung der römischen Marken. Später ließen sich wieder die Oesterreicher dort häuslich nieder, und dieses entsetzliche Spiel der Gewalt auf fremdem Boden würde in Ewigkeit so fortgedauert haben, wenn nicht endlich dem unwürdigen Skandal dynastischer Umtriebe durch die Aufrichtung des „Königreichs Italien“ ein Ziel gesetzt worden wäre: seit dem 29. September 1860 ist Ancona vom Kuttenregiment und der Fremdherrschaft zugleich und hoffentlich für immer befreit.

---

[110] Louis Gonzaga (ital. Luigi Gonzaga; 1500–1532; gefallen).

[111] Clemens VII. (eigentl. Giulio de' Medici; 1478–1534), seit 18. November 1523 Papst.

[112] Nicht ermittelt (Général Barbon war eigentl. die frz. Bezeichnung für den Tiroler Freiheitskampfer Andreas Hofer; 1767–1810). Ein frz. General namens Barbon findet im Zusammenhang mit Ancona selbst in zeitgenössischen Publikationen nur sehr selten Erwähnung (z. B. in Pierer's Enzyklopädie, 18. Bd., 1833, S. 755 und in Meyer's Conversations-Lexikon, 2. Bd., 1841, S. 915).

[113] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes (1769–1821) in den Koalitionskriegen. Mit der Schlußakte (siehe hierzu S. 24, Anm. 96) vom 8. Juni 1815 war in den meisten bedeutenden Territorien wieder die überkommenen Dynastien in ihre alten Rechte eingesetzt worden.

[114] Des österr. Staatsmanns Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

[115] Louis-Philippe (1773–1850), von 1830 bis 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

[116] Gregor XVI. (eigentl. Bartolomeo Alberto Cappellari; 1765–1846), seit 30. November 1830 Papst.



ANCONA

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 109-114.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [73]-76.

Eckernförde.

Wer ein Deutscher ist und kein Fischblut hat, dem muß es Gott verzeihen, wenn ihm beim Anblick dieses Bildes viele böse Wünsche durch den Sinn fahren. Es empört sich in Deutschland jedes ehrliche Herz, es ballt sich jede männliche Faust, so oft das Wort „Schleswig-Holstein"[117] ausgesprochen wird. Kein Volk der Welt hat jemals eine solche Schmach erlitten, wie das deutsche Volk sie tragen muß in Dem, was dies- und jenseits der Eider[118] geschieht und einer Nation, die an Seelenzahl die stärkste aller Kulturstaaten Europa's ist, gegenüber geschehen darf.

Unsere Leser wissen, daß man gerade über diesen Gegenstand weit mehr fühlen, als sagen kann, und wollten wir unsern Artikel zu dem Bilde schon mit der Ueberschrift schließen, Niemand würde es uns verargen. Dem Gegenstand selbst zu Liebe reißen wir zwei Blätter aus der neuesten deutschen Geschichte und fügen sie hier ein. Die weiteren Betrachtungen über deren Inhalt können wir unseren Lesern überlassen.

Nachdem diejenigen unserer landesväterlichen Freunde, von denen das Sprichwort sagt, daß uns der liebe Gott vor ihnen bewahren möge, mit unseren Feinden würden wir schon selbst fertig, – die Freude des Tages von Idstedt[119] erlebt hatten, begann die Reaktion auch jenseits der Elbe ihr Beruhigungswerk. – Wir Alle haben im Jahre 1848 gelebt und den Wandel der Zeit erfahren: welch' ungeheure Kluft jedoch zwischen jenem Jahre des Aufgangs und dem Jahre 1850, dem des Niedergangs unserer Hoffnungen, gähnte, das erkennen wir, wie Großes auch in vielen Ländern in der „Umkehr" geleistet worden sein mag, doch nirgends in gleichem Maße, wie in den Herzogthümern.

Die Reaktionstruppen Oesterreichs, die politischen Siegesgenossen der kurhessischen Strafbayern[120], marschirten auf preußischen Brücken über die Elbe, und die preußischen und österreichischen

[117] Am 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. (dän. Christian 8.; 1786–1848) von Dänemark die gemäß der „Lex Regia" nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief" auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28. Januar1848 durch Friedrich VII. (siehe hierzu S. 29, Anm. 122) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte. Ab dem 13. Juli ging dann die schleswig-holsteinische Armee in die Offensive, indem sie begann, die Herzogtümer militärisch zu besetzen, während die preußischen und schwedischen Truppen das Feld räumten. Am 24./25. Juli kam es zwischen der schleswig-holsteinischen und der dänischen Armee zur Schlacht bei Idstedt, die mit dem Zusammenbruch der schleswig-holsteinischen Kontingente endete. die endgültige Lösung des Konflikts brachte erst die kriegerisch erzwungene Eingliederung in den Deutschen Bund 1864.

[118] Dän. Ejderen.

[119] Siehe hierzu S. 28, Anm. 117.

[120] Im „Kurhessischen Verfassungskonflikt" von 1850, hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1802–1875) und sein Regierungschef Ludwig Hassenpflug (1794–1862) versucht, die liberale Verfassung von 1831 auszuhebeln; im

Kommissare[121] begannen mit der Krone Dänemark[122] jene bekannten Unterhandlungen, an welchen vor Allem die diplomatische Kunst zu bewundern war, mit welcher man die Interessen Deutschlands aus den Augen zu setzen verstand. Das Ergebnis; dieser Verständigung trat jedoch erst im Jahre 1852 an das Licht der Welt; sein Inhalt füllt das erste unserer beiden Geschichtsblätter, mit dem Wenigen, was Dänemark versprochen hatte, und das hinsichtlich der Herzogthümer also lautete: „Daß sowohl Schleswig als Holstein besondere, nur dem König verantwortliche Minister erhalten sollten, welche die die einzelnen Landestheile angehenden Geschäfte und Verrichtungen besonders wahrzunehmen und die beiden Herzogthümern gemeinsamen nichtpolitischen Anstalten und Einrichtungen (Universität, Kanal, Brandversicherungswesen, Straf-, Taubstummen- und Irrenanstalt) kollegialisch zu behandeln hätten; den Provinzialständen beider Herzogthümer sollte eine solche Entwickelung zu Theil werden, daß jedes hinsichtlich der zu der Wirksamkeit der Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Repräsentation mit beschließender Autorität erhalte: dabei sollte der deutschen wie der dänischen Nationalität in Schleswig vollkommene Gleichberechtigung gewährt werden: insbesondere sollte den Ständen von Schleswig der freie Gebrauch der dänischen wie der deutschen Sprache gestattet sein: die Aufhebung der Zolllinie an der Eider sollte baldigst eintreten und die früher erlassene Amnestie einer umfassenderen Revision unterzogen werden.“[123]

Auf diese königlichen Versprechungen hin, welche am 27. Januar dem kopenhagener Reichstag mitgetheilt wurden, übergaben die deutschen Kommissare die bisherige holsteinische Regierung, die Archive, das Arsenal, die Marine und die Festung Rendsburg den Dänen, die Preußen zogen aus Rendsburg, die Oesterreicher aus Schleswig-Holstein ab, die Kommissare reisten über Kopenhagen in ihre Vaterländer zurück und der frankfurter Bundestag[124] ertheilte dem abgeschlossenen Vertrage (gegen den einzigen beharrlichen Widerspruch Sachsen-Koburg-Gotha’s) seine Genehmigung.

Letzteres war am 3. Juni geschehen; es war auch das Letzte, auf welches Dänemark gewartet hatte, denn vom 7. Juni an beginnen die dänischen Wortbrüche, aus deren langer Reihe wir auf dem andern Geschichtsblatte Einiges mittheilen.

Vor Allem ist von der Selbständigkeit der Herzogthümer, zu deren Rettung das Volk aufgestanden war und zu deren Vertheidigung die deutschen Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer und Fürstentümer ihre Reichstruppen in das Land gesendet und so viele deutsche Regenten und Prinzen im Jahre 48 und 49 das Schwert gezogen hatten, alsbald keine Spur mehr zu gewahren. Das seit 500 Jahren den beiden Ländern verbriefte[125] und von jedem Dänen-Könige, auch dem letzten, beschworene Recht ist zerrissen. Zwischen Holstein und Schleswig erhebt sich eine dänische Polizeimauer, die nichts Deutsches passiren läßt, und um in dem grabesruhigen Lande die Ruhe zu behaupten, halten 3000 dänische Soldaten Holstein und ebensoviel Schleswig besetzt, während die deutschen Bundestruppen Holsteins in Dänemark dienen. In allen Post- und Zollämtern mußten die Deutschen den Dänen Platz machen. Damit begann hinsichtlich der zugesicherten Gleichberechtigung der Nationalitäten der dänische Wortbruch; die Ausführung im Großen folgte unmittelbar nach: um Schleswig für jeden Fall an Dänemark zu ketten, sollten die 230,000 Deutschen des Herzogthums eiligst danisirt werden; zu diesem Behufe ist in ihren Kirchen und Schulen zwangsweise die dänische Sprache eingeführt, Pfarrer und Lehrer, die nicht dänisch sprechen oder gar deutsch denken, wandern in’s Elend, die Kinder müssen anders beten,

---

Zuge dieses Konflikts kam es in Kurhessen auch zu einer militär. Bundesintervention, bei der die dorthin entsandten Besatzungstruppen sich vornehmlich aus bayerischen Kontingenten zusammensetzten, die von den dt. Liberalen abfällig mit der Bezeichnung „Strafbayern“ belegt wurden.

[121] Siehe hierzu S. 31, Anm. 137 u. 138.

[122] Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863), seit 1848 König von Dänemark.

[123] Reichlich frei zitiert aus „Pierer’s Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe – Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Fünfzehnter Band. […]“ (Altenburg: H. A. Pierer [4]1862), S. 267.

[124] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“, Bundestag genannt, der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[125] Schleswig-Holstein wurde ursprüngl. auf Wunsch der dortigen Ritterschaft (Vertrag von Riepen) von 1460 bis 1864 nach dem Staatsgrundsatz „Up ewig ungedeld“ von den dän. Königen regiert.

als die Aeltern, und die Väter finden kein Verständniß für ihre deutsche Beichte und den letzten Willen, ja wer sich des dänischen Kirchenbesuchs enthält, wird mit Exekution belegt oder mit Prügeln bedroht. Die Danisirungswuth verbeißt sich auch in die Landesmünzen; in den Schulen ist die dänische Reichswährungs-Berechnung als Zwangsunterricht vorgeschrieben; der preußische Thaler wird wie ein Verbrecher über die Grenze gejagt und kopenhagener Nationalbanknoten überschwemmen das Land, dem man die Errichtung einer eigenen Bank versagt. Deutsche Zeitungen, deutscher Buchhandel, deutsche Druckereien sind den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt und werden in Schleswig unmöglich gemacht, ja soweit ist es – im schneidendsten Widerspruch mit alle Dem, was dem Bunde im Jahr 1852 versprochen worden ist – in Schleswig gekommen, daß dort einzig und allein der Däne nicht nur über Kirche und Schule, sondern auch über Justiz und Verwaltung herrscht: alle deutschen Justizbeamten, die Mitglieder des Obergerichts, alle Oberbeamte, alle Bürgermeister, über hundert Geistliche und noch weit mehr Lehrer der höheren wie der niederen Schulen sind abgesetzt, und unter allen diesen Männern war kein einziger, dessen Ruf mit einem Flecken behaftet gewesen wäre, während ihre dänischen Nachfolger zum nicht geringen Theil verrufene Personen sind, die in ihrer Heimath dem Zuchthause am nächsten gestanden. Mit gleicher Härte verfuhr man gegen die Steuerbeamten, welche der provisorischen Regierung treu gewesen, sowie gegen die Advokaten und die Professoren von Kiel, am schlimmsten aber mit dem Vermögen des Landes, indem ein königliches Dekret vom 7. Juni, also vom vierten Tage nach der bundestäglichen Ratifikation des Vergleichs, allen während der Erhebung der Herzogthümer gemachten Staatsanleihen die Anerkennung versagte und sämmtliche auf dieselben bezüglichen Verschreibungen der Staatskasse gegenüber für null und nichtig erklärte. Durch diesen Gewaltstreich des dänischen Finanzministers waren – schnurstracks gegen den Wortlaut des Vertrags – zwanzig Millionen Mark verloren und zahllose Familien an ihrem Vermögen auf das Härteste geschädigt. Und als die preußische Diplomatie hiergegen einige stylgerechte Einwendungen zu machen wagte, schleuderte man der um ihr Ehrgefühl bereits gemanteuffelten[126] Regierung den Hohn in's Gesicht: „man habe dänischer Seits in Schleswig-Holstein nichts Anderes gethan, als was preußischer Seits seiner Zeit in Bezug auf die westfälische Zwangsanleihe[127] geschehen sei“[128] – und Preußen steckte diesen Hohn ein, sich tröstend mit dem ihm widerfahrenen *suum cuique*[129].

In der Aussaugung der deutschen Herzogtümer zeigten von jeher die Dänen eine unvergleichliche Virtuosität. Bis zum letzten herab haben zwar alle Dänenkönige das Privilegium beschworen, welches heißt: „Wir, unsere Erben und Nachkommen sollen und wollen auch keine Schatzung[130] oder Bede[131] legen auf die Einwohner dieser Lande, ohne freundliche Einwilligung und Zulassung, einträchtiger Zustimmung aller Räthe und Mannschaft dieser Lande, geistlicher und weltlicher“[132] – es zu halten, daran dachte kein Einziger! Die Mehrzahl der dänischen Könige verdiente in der That den schwedischen Spottnamen der „bodenlosen Taschen“[133], und der Einrichtung einer solchen entsprach die Finanzverwaltung in früherer wie in jüngster Zeit. Man hat nicht nöthig sich auf die berüchtigte „Zwölfmillionenfrage“ zu berufen, die Thatsache spricht allein deutlich genug, daß die Herzogthümer während der drei Kriegsjahre 48–50 bei ihrer eigenen Finanz-Verwaltung, trotz der großen Rüstungen und Armeeausgaben,

---

[126] Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805–1882), 1850 bis 1858 preuß. Ministerpräsident, der für eine äußerst konservative bis reaktionäre Politik verantwortlich zeichnete und unter den Liberalen entsprechend verhaßt war.

[127] Die von dem von 1807 bis 1813 bestehenden napoleonischen Königreich Westphalen (frz. Royaume de Westphalie) ab 1808 zur Kriegsfinanzierung emittierten Zwangsanleihen, die nach dem Übergang großer Teile Westfalens an Preußen im Jahre 1815 von diesem weder anerkannt noch entschädigt wurden.

[128] Zitiert aus Joseph Meyers „Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände […]. Fünfter Supplement-Band“ (Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1854), S. 566.

[129] Lat.: „Jedem das Seine“.

[130] Veraltet für Steuerschätzung.

[131] Nrdt., Forderung.

[132] Großes Conversations-Lexikon, wie S. 30, Anm. 128, S. 568.

[133] Schwed. bottenlösa fickor.

noch einen Ueberschuß von 12 ¼ Millionen Mark Kurant[134], ungerechnet die Millionen Forderung an den Bund für Verpflegung der Reichstruppen, gut machen konnten, während sie jetzt neben den Kosten ihrer eigenen Verwaltung noch ⅖ zu dem Budget des dänischen Gesammtstaats beizutragen haben – für die traurige Ehre, einem Staat anzugehören, der nach Holland, England, Frankreich und Oesterreich die größten Schulden hat und für die Regierung von kaum zwei Millionen Menschen jährlich nicht weniger als 24 Millionen Reichsbankthaler[135] verbraucht. –

Jetzt, wo ein neuer Krieg zwischen Dänemark und den Staaten des deutschen Bundes auszubrechen droht[136], ist es wohl an der Zeit, darnach zu fragen: Wie haben die deutschen Kommissäre die militärische Sicherheit Deutschlands gegen diese unsere schwächste Stelle im Norden gewahrt? Die Herzogthümer hatten viele Millionen für ihre Rüstung angewandt und Rendsburg in jeder Beziehung kampftüchtig hergestellt. Hat man gethan, was unter solchen Umständen und einem solchen Vertragsbetheiligten gegenüber Pflicht und Ehre deutschen Männern gebieten mußten: hat man Rendsburg zur Bundesfestung erhoben und das reiche Arsenal des Herzogthums unter deutschem Schutz geborgen? – Welche Frage! Welcher Irrthum! Wer spricht hier von deutschen Männern? Es waren ja nur ein preußischer[137], ein österreichischer Kommissär[138]; was hatten diese, dem Abgesandten[139] eines „charmanten Königs“ gegenüber, sich um das so genannte Deutschland zu bekümmern? – Dem aus tiefen Wunden blutenden Lande, zu all seinem Gram und Jammer ersparten sie nicht einmal den Hohn, den Dänen Alles auszuliefern, was Waffe hieß, und diese schwelgten nun in dem Triumph, aus den Herzogthümern nach Kopenhagen zu entführen: nicht weniger als 527 Festungsgeschütze, 118 Feldgeschütze. 54,810 Schießwaffen, 42,660 Säbel, 144,220 Stück Hohl- und Vollgeschosse, 95,500 Stück fertige Geschützmunition. 13,705,000 Stück fertige Munition für Kleingewehre, 10 Millionen Stück Zündhütchen, die vollständigen Montirungsstücke[140] für eine Armee von 40,000 Mann, sammt unermeßlichen Vorräthen von unverarbeitetem Material und allen möglichen Requisiten, Instrumenten etc. und damit nicht genug: auch die schleswig-holsteinische Flotille mußte nach Kopenhagen wandern, zwölf Kanonenboote, drei Dampfer und ein Schooner, zu deren Herstellung manches patriotische Herz sein Werthvollstes geopfert und die Deutschland in diesem Augenblick so schwer entbehrt; und dazu kommt endlich, daß Rendsburg, statt ein Schutz der deutschen Grenze zu sein, auf deutscher Seite geschleift und in einen Brückenkopf gegen Deutschland umgebaut ist.

Wer ist verantwortlich für das Gut und Blut, welches die deutsche Nation abermals aufwenden muß, um nur nothdürftig wieder zu gewinnen, was ihm durch solche Versündigung am Vaterlands verloren gegangen ist? – Fragt nur, der Sünder meldet sich nicht.

Das ist das andere Blatt der neuesten deutschen Geschichte gewesen; die Fortsetzung wird von der nächsten Zukunft geschrieben werden. Wie diese aber auch sich gestalten möge, das Stück Schmach und Schande, das Deutschland zehn Jahre lang durch Dänemark erlitten, wird durch keinen Glanz der Zukunft verdeckt und dies um so weniger, als Deutschland, das ohne Anstrengung so viel Soldaten stellt, als Dänemark Einwohner zählt, aus dem Kampf gegen einen solchen Feind keinen Glanz heimbringen kann. Die Ehre aber, die dort verloren gegangen ist, ist nicht deutsche allein gewesen, sondern in größerem Maße preußische und österreichische.

Die Stadt unseres Bildes hat im letzten deutsch-dänischen Kriege Weltruf erlangt durch den Kampf zwischen der deutschen Strandbatterie und den beiden dänischen Kriegsschiffen Christian VIII.

---

[134] Als Kurant bzw. Courant bezeichnet man im Münzwesen eine vollwertige, kursierende Münze, deren Nominalwert durch das Metall, aus dem sie besteht, so gut wie vollständig gedeckt ist.

[135] Der dän. Rigsbankdaler, von 1813 bis 1854 Währungseinheit in Dänemark und in den von ihm verwalteten Territorien (1 Rbtlr = 4 Orttaler = 1/2 Speziestaler = 96 Reichsbankschilling = 30 Schilling lübsch oder schlesw.-holst. Kurant).

[136] Der Deutsch-Dänische Krieg vom 1. Februar 1864 bis zum 30. Oktober 1864 um Schleswig-Holstein.

[137] Heinrich von Thümen (1792–1856).

[138] Alexander Graf von Mensdorff-Pouilly (1813–1871).

[139] Fritz Tillisch (dän. Frederik Ferdinand Tillisch; 1801–1889).

[140] Veraltet für Uniformteile.


Die Gefions-Flagge und das Gallionbild Christian VIII.

Siehe hierzu S. 32, Anm. 141.

und Gefion[141] am 5. April 1849. Die Reichstruppen um Eckernförde standen unter dem Oberbefehl des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha[142], das Linienschiff Christian VIII. ward von dem Kapitän Paledan[143], die Gefion vom Kapitän Meyer[144] kommandirt, die siegende schleswig-holsteinische Strand-

[141] Die erbeutete Flagge der „Gefion“ sowie die Gallionsfigur der „Christian VIII.“ waren lange Zeit in der „Ekkernförde-Halle“ der Veste Coburg ausgestellt. Der unsignierte Holzstich wurde folgendem Werk entnommen: „Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt“ (Leipzig: E. Keil 1860), 8. Jg., Heft 50, S. 797.

[142] Ernst II. (1818–1893), seit 1844 Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.

[143] Frederik August Paludan (1792–1872).

[144] Johan Anton Meyer (1799–1875).

batterie befehligten Oberfeuerwerker Preußer[145] und Jungmann[146], eine nassauische halbe Batterie leistete kräftige Hülfe. Den Hauptkampf hatte die kleine Batterie auf der Südseite des Hafens zu führen, in welchen beide Schiffe eingedrungen waren; zwei Dampfer lagen vor dem Hafen. Die vier Achtzehnpfünder dieser Batterie haben unter Preußers heldenmüthiger Leitung Gefecht und Sieg entschieden, so daß man wohl sagen kann, daß es in diesem denkwürdigsten aller Treffen vier Kanonen und wenigen leichten (nassau'schen) Feldgeschützen gelungen ist, im Kampf gegen 150 Kanonen zu bestehen und in demselben ein Linienschiff zu vernichten und eine Fregatte von 68 Kanonen zu erobern. Das Linienschiff flog Abends acht Uhr in die Luft. Unter den Hunderten, die dadurch den Tod fanden, beklagen wir vor Allen den Helden des Tages, den edlen Preußer, der, nachdem er die Feinde besiegt, der Erste war, der auf das brennende Schiff eilte, um die Verwundeten zu retten.

Seine Ehre ward von der ganzen Armee gefeiert. Anders erging es Jungmann. Nachdem man das tapfere Volk von Schleswig-Holstein mir gebundenen Händen den Dänen zum Anspucken ausgeliefert, verließen die braven Kämpfer das Land; aus der schleswig-holsteinischen Armee, einem Muster deutscher Soldaten, ward schließlich die schleswig-holsteinische Legion in Brasilien[147]. – Und Jungmann, der Eroberer des Gefion, hungerte und lungerte bis zum Jahre 1861 in Deutschland, bis er endlich die wunderbare Ehre erlebte, zu gleicher Zeit und mit einer gleichen Summe als Jahresgehalt, wie der bundestagliche Flottenverklopfer, Hannibal Fischer[148], aus der Bundeskasse bedacht zu werden. Das ist das eigentliche Ende des deutschen Siegs von Eckernförde.

---

[145] Der Unteroffizier Ludwig Theodor Preußer (1822–1849; gefallen).

[146] Der preuß. Offizier Eduard Julius Jungmann (1815–1862).

[147] In Brasilien wegen ihrer Größe „Brummer“ bzw. „Brumer“ genannt.

[148] Der gebürtige Hildburghäuser Laurenz Hannibal Fischer (1784–1868) war in den Jahren 1852/53 mit dem Verkauf der Reichsflotte beauftragt.



ECKERNFOERDE.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 118-122.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 166-169.

Vöringsfoß[149].

Wieder ein Bild aus der nordischen Wasserwelt! – ist doch das Wasser die vornehmste Zierde der norwegischen Landschaft und ganz Skandinavien so wasserreich, daß sein Norden geradezu zur Wasserwüste wird; denn überall, wo das Wasser nicht freien Abfluß findet, erstrecken sich seine Baaken, seine Moräste durch Meilen, durch Breitengrade hindurch, blos unterbrochen von den sich dazwischen erhebenden Höhenzügen und Gebirgen. Die außerordentliche Schneemenge, welche hier jeder Winter auf das Dach der Berge legt, ist die Ursache dieses Reichthums. Da nun, wo unmittelbar vom Meere aus sich Hochgebirge erheben, welche ganz das Gepräge der Alpen tragen, findet das überall so reichlich vorhandene Wasser bald seinen Weg und sein Grab, in das es sich brausend stürzt. Diese Vereinigung von Meer und Alpenwelt ist die Ursache der ganzen Wasserzauberei, welche Herz und Sinn eines jeden Beschauers umstrickt.

Es ist ein prachtvolles Wandern durch Norwegens südlichen Theil, durch jene Gegenden, wo die Alpen unmittelbar aus den Fjorden emporsteigen, wo in das Meer hinaus die Gletscher schimmern, und Der, welcher auf Gletschern fußt, überall den blauen Spiegel des Meeres zwischen den in saftig grüner Frische prangenden Thälern hereinlachen sieht. Unmittelbar über diesen Thälern erheben sich die blendenden Bergeshäupter. Ein Blick umfaßt die Frische und den Reichthum der Tiefe gleichzeitig mit der schimmernden Armuth und Kälte der Höhe; eisige Gletscher hängen unmittelbar über lieblichen Wiesen und fruchttragenden Feldern. Jedes Thal rollt seine eigenen Zauberbilder auf, jedes fesselt auf's Neue durch seine besonderen Reize.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle. Den lebendigen Kindern der Höhe, welche von den Sonnenstrahlen erzeugt, von den Gletschern geboren und mit der Milch der Berge genährt worden sind, ist nur ein kurzer Lauf vergönnt. Sie eilen rauschend und ohne Besinnen ihrem Ziele zu, und mit hundert anderen Ihresgleichen vereinigt, stürzen sie sich im tollsten Jugendübermuth über Berge und Felsen hinab dem freundlichen Meere zu, welches seine Arme weit in das Land ihnen entgegenstreckt und brausend aufjauchzt, wenn sie, die Glücklichen, mit aller Liebesinbrunst sich ihm an das Herz werfen.

Die Beschaffenheit des Landes kann solchem fröhlichen Wassertreiben gar nicht günstiger sein. Binnen wenigen Stunden klimmt der langsame Mensch vom Meere zu dem Gletscher auf, in noch kürzerer Frist trägt ihn sein Fuß von der Höhe zur Tiefe hernieder, trotz aller Umwege, trotz aller Kreuz- und Winkelzüge, die er, der an die Scholle Gebannte, ausführen muß, um zum Ziele zu gelangen. Um wie viel leichter, schneller, fröhlicher wird das Wasser hier denselben Weg nach abwärts finden! Seiner Stärke sich bewußt und unablässig des schönen Ziels gedenkend, rauscht der jugendstarke Wildbach fast übermüthig unter höhnendem Brausen und Zischen über die sich ihm entgegenwerfenden Felsblöcke weg, oder stürzt sich tolldreist hinab über die höchsten, steilsten Wände, unten vorliegende Felsen zertrümmernd, in die Berge tiefe Höhlen grabend, neue Bahnen sich brechend, vor keinem Hinder-

[149] Norweg. Vøringsfossen.



VÖRINGSFOS
IN NORWEGEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

niß zurückbebend, – weiter, rastlos weiter, bis er die Sohlen des Thales oder den Spiegel der Meeresfluth erreicht.

Je höher das Gebirge ist in der Nähe des Meeres, um so reicher, um so großartiger ist der Wasserzufluß von der Höhe zur Tiefe, und gerade hier können sich nur verhältnismäßig schwache Flüßchen bilden, gerade hier können sich die Wildbäche niemals zu Strömen ausstrecken, wie solche mehr im Innern des Landes, dem Laufe der längsten Thäler folgend, sich finden. Das kaum gesammelte Wasser jagt so eilig als möglich der Tiefe zu und erst dort sammelt es sich vielleicht zu einem größeren Flüßchen, oder jeder einzelne Abfluß findet auch für sich sein Ziel unten im Meere. So kommt es, daß an allen den dunklen, schwarzen Felsenmassen, an allen Wänden, an allen Bergen die silbernen Bänder hängen, welche das Wasser ihnen einstickte, daß es in jeder einzelnen Schlucht rauscht und braust, daß das Wasser fast über jede Felsenwand seinen Perlenschleier legt.

Der Fremdling in Norwegen, welcher die Thäler durchzieht, im Meere und in der Mitte des Landes mit seinem schmucken Gefährt oder auf dem zierlich gebauten Boote, möchte wo möglich bei jedem einzelnen Wasserfalle Halt machen und sich mit ganzer Seele versenken in all die Pracht und Herrlichkeit, und namentlich der in dem Flachlande Geborene kann sich gar nicht satt sehen an dem Wogenschwall, welcher hier ihn überall umrauscht. Das Donnern und Brausen der Wasserfluth ruft die Dichtung in der Seele wach, alte bekannte Klänge tauchen in der Erinnerung auf und bewundernd lernt man manches Wort unserer Meister verstehen, das der Großartigkeit dieser Natur gilt. Stundenlang kann man so bei den Wasserfällen verweilen und wird in dem scheinbar Ewiggleichen doch immer und immer Neues entdecken: herrliche Farben und Lichter werden lebendig, wunderbare Farben entstehen und vergehen, doch das Allerwunderbarste ist der Schleier, welchen der Fall selbst um sich webt, gleichsam damit das Auge seinen heimlichsten Zauber nicht erschauen soll: – der Schleier, welcher sich bildet aus dem aufsteigenden Wasser, das endlos emporgeschleudert wird und in dichten Sprühregen wieder niederfällt. Dieser Schleier erscheint, wenn ihm das Sonnenlicht fehlt, gräulich, etwa silberfarben, bald mehr, bald weniger in's Weiße spielend, bei Sonnenbeleuchtung aber schimmert und blitzt er in allen Farben des Regenbogens und die dem Wasser und dem Lande zusammen eignen Farben und Töne, Lichter und Schatten treten dann noch hinzu. Von oben herab betrachtet, scheint das grünlichblaue Gebirgswasser, trotz aller Hast, in langsamen, scheinbar unbewegten Fluchen zu nahen; man blickt durch dasselbe tief, tief hinab in das Felsenbett, sieht bis auf den Grund, bis auf alle die Steine und Blöcke, die da in ihm lagern und von den Wogen ewig und ewig um spült werden. Nun kommen die gleitenden Wellen am Falle an und die Eile des Stromes steigert sich gewaltig, aber noch immer ist das Wasser klar und glatt, noch immer kann man durch den reinen Krystall hindurch die Furchen und Ritzen des Gesteins schauen. – Da wird das Bett uneben und augenblicklich thürmen sich scharfkantige Wogenkämme auf, verdünnen, zersplittern, zerstreuen sich, zerstäuben, spritzen hoch auf, rauschen als Perlenregen wieder nieder, oben klar und hell, unten klar und dunkel – und neue Kämme, größere, stärkere, mehr Schaum, Felsblöcke mitten im Fall, Schwall, Toben der Wogen, Wirrwarr, Aufruhr, Raserei: – und nun nur noch ein unendliches Durcheinander von Luft und Wasser, Gischt und Schaum, Regen und festen Massen, dunkeln, silbergrünen Perlen und – nichts weiter; denn kein Auge sieht da hinab durch den Schleier, welchen jeder Augenblick zerstört und jeder Augenblick von Neuem webt, welchen die Wellen vor dem Falle breiten, damit das übersättigte Menschenherz doch noch eine Sehnsucht hat, damit für das Auge doch wenigstens noch etwas verborgen bleibe. –

Aber wer wäre im Stande, diese Fälle wirklich genügend zu beschreiben, wer wäre im Stande, sie auch nur zu nennen! Der Normann selbst hat bloß die größten, die ausgezeichnetsten, benannt; die übrigen heißen „Fossen“ (Fälle) schlechthin. Er geht gleichgültig an den meisten vorüber, wo wir Flachländer bewundernd stehen bleiben; er sieht uns beinahe mitleidig an ob unseren Staunens: ihm ist's ja etwas Alltägliches, sein Land ist ja so reich an Derartigem.

Aber einige Wasserfälle gibt es doch, vor welchen auch der Normann seiner Gleichgültigkeit sich begibt, die so großartig, so gewaltig sind, daß sie auch das starrste Menschenherz erschüttern müssen. Und von diesen Fällen sind es vorzüglich zwei, welche jeder Normann mit vaterländischem Stolze rühmt und preist, weil sie Ihresgleichen wenigstens in Europa nicht wie der haben: der Riukan[150]- und der

[150] Norweg. Rjukanfossen.

Vöringsfoß. Der eine ist ebenso gewaltig wie der andere, dieser nicht minder herrlich, als jener. Beide stürzen sich aus einer Höhe von fast tausend Fuß senkrecht hinab in die Tiefe; beide haben nach und nach die Felsen hinweggespült und fortgeschleudert, welche sie in ihrem Laufe hindern wollten, beide haben tiefe Schächte eingeteuft[151] in das Gestein und sich unten gewaltsam eitlen Ausweg gebrochen.

Unser Bild stellt den Vöringsfoß dar, aber nur unvollkommen: es deutet blos an, anstatt auszuführen. Es ist ja kein Maler im Stande, diesen Fall der Natur abzustehlen; es ist keine Palette reich, kein Pinsel, keine Feder geschickt genug, Das wiederzugeben, was selbst das Auge nicht vollständig erfassen, die Seele nicht hinlänglich begreifen kann.

Zwei Flüsse, der Björei[152] und die Leira, die Abflüsse mehrer Seen auf der Höhe der hardanger Gebirge, namentlich der Hollenkholshöhen[153], vereinigen sich kurz oberhalb des Falles zu einem einzigen Strome, welcher da bereits vier andere prachtvolle Fälle gebildet hat, und dann plötzlich in eine senkrechte Kluft des Berges hinabstürzt, die so schmal scheint, daß man mit einem Steinwurf die entgegengesetzte noch höhere Felswand er reichen zu können glaubt. Zwei vollständig senkrechte Felswände schließen diese Schlucht ein, und ihre Tiefe ist so groß, daß alle Gegenstände auf dem Boden derselben vom blauen Schimmer des Lufttons gefärbt erscheinen. Der Normann nennt sie Maabödal[154] (Moböthal) und bezeichnet sie als grundlos. Man gelangt auf einem gefährlichen Wege zu einem schmalen Felsenvorsprung, welchen eine aus der Tiefe dahinter aufsteigende Dampfsäule schon in der Ferne abzeichnete, kriecht mit dem Führer auf der Felsenspitze vor und wirft nun einen Blick hinab in die furchtbare Tiefe. Sprechen kann man nicht; der Anblick ist zu großartig, erhaben, schreckenerregend, als daß man Worte finden könnte, und jeden Versuch dazu erstickt sofort das Toben und Tosen der Wassermassen. Ein Gefühl der Angst beschleicht die Seele, und so sicher man auch fußt, so ängstlich strebt man darnach, sich an den festen Rippen des Gebirgs anzuklammern; denn der Luftdruck ist gewaltig und engt die Brust und das Herz ein. An einer von den wenigen verkrüppelten Kiefern, die sich an die sparsame Erdrinde anheften, steht man und schaut in den fast 1000 Fuß tiefen Abgrund hinab, dessen Dunkelblau von einem schneeigen Gischt in der Tiefe märchenhaft beleuchtet wird. Das Rauschen betäubt das Ohr, der Farbenreichthum das Auge, man hört und sieht Tausenderlei und kann sich kaum Rechenschaft geben über Das, was man vernahm und erschaute. Mehr ist über den Vöringsfoß nicht zu sagen; denn jede Beschreibung dieses Falles ist unnütz, jedes Wort, welches man ausspricht, ist ein leerer Schall gegen das Toben und Tosen der Wasser, jede Zeichnung in Worten oder Farben ist ein blasser Schatten der gewaltigen, unbeschreiblichen und unnachahmlichen Wirklichkeit.

[151] „senken, tauchen“ (DWG, d. 21, Sp. 293); hier im Sinne von eingraben.

[152] Norweg. Bjoreio.

[153] Wohl der Holmenkollen bei Oslo.

[154] Norweg. Måbødal, eigentl. der Name eines Tals in der Kommune Eidfjord, Provinz Vestland.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 124-130.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [176]-180.

Christiania[155].

Hat das Dampfschiff, welches, von einem südlichen Hafen kommend, nach der norwegischen Hauptstadt bestimmt ist, sich durch zahlreiche „Scheeren"[156] hindurchgewunden und ist die eine oder andere von den kleinen Küstenstädten angelaufen, biegt es endlich in den achtzehn Meilen[157] tief in das Land einschneidenden Christianiafjord[158] ein, an dessen nördlichstem Ende die Stadt liegt, welcher der Fjord seinen Namen verdankt. Ueppig bewaldete Berge zu beiden Seiten, freundlich gelegene Städtchen mit schmucken Landhäusern in allen Ausbuchtungen des Hauptfjords, an der schmalsten Stelle eine ziemlich starke Festung auf einer Felseninsel mitten innen: das ist das Bild des Meerbusens. Mit dem Dampfschiff braucht man ungefähr zehn Stunden, einschließlich des Aufenthalts an den Küstenstädtchen, bis man vom offenen Meere aus nach Christiania gelangt. Aber die Zeit eilt dahin wie im Fluge, denn da oben im Norden kann es kaum eine schönere Meerfahrt geben, als durch diesen Fjord, selbstverständlich, wenn man hier im Sommer reist; im Gegentheil erinnern wir uns mit Unmuth des kalten, häßlichen Mittags, welcher unser Dampfschiff ohne Unterlaß in dichtes Schneegestöber hüllte und uns fast alle Aussicht auf die schöne Landschaft zu beiden Seiten verwehrte. Doch haben wir auf einer späteren Sommerfahrt hell mit eingestimmt in den Jubel aller Reisenden, welche von Christiania sprachen.

Mit Recht hat man das Schaubild, welches Christiania vom Meere ans gewährt, mit dem Panorama von Genf verglichen. Der Fjord vor der Stadt erscheint eben nur als ein größerer See, und an ihm liegt die Stadt so reizend, so schön eingerahmt von den mehr und mehr zurück tretenden und immer höher und höher aufsteigenden Bergen, daß man wohl an eine Schweizerlandschaft denken kann. Und wenn nun im Sommer Sonnenschein auf den Bergen liegt und die milde Luft unten im Fjord den sechzigsten Grad der nördlichen Breite vergessen läßt, wenn alle die Felder und Gärten um Christiania herum grünen und blühen, da gewährt die Stadt einen wirklich zauberhaften Anblick.

Es liegt hier ein unendlicher Wechsel in der Landschaft. Man denke sich einen Gebirgskessel mit Vorsprüngen, bespült vom Meere, welches gleichwohl wie ein breiter, großer Fluß erscheint, eingesäumt von dunklen, weit in den Sommer hinein von blendendem Schnee- und Eisschmuck gekrönten, sich in's Endlose dahinziehenden Bergen, in seinem Schooß die Stadt mit ihren schönen Kirchen[159],

[155] Veraltet für Oslo.

[156] Schären (Sing. schwed. skär; norweg skjær bzw. skjer; isländ. sker), kleine felsige Inseln.

[157] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[158] Heute Oslofjord (norweg. Oslofjorden).

[159] Die ev.-luth. Erlöserkirche (norweg. Vår Frelsers kirke; heute der Osloer Dom), deren Ursprünge bis ins 12. Jhd. zurückreichen, die ebenfalls ev.-luth. romanische Alte-Acker-Kirche (norweg. Gamle Aker kirke) aus dem 11. Jhd. sowie der nach Plänen von Heinrich Ernst Schirmer und Wilhelm von Hanno (zu beiden siehe S. 42, Anm. 168) 1856 fertiggestellte kath. Dom St. Olav (norweg. Sankt Olavs Domkirke).



CHRISTIANIA

dem prachtvollen Schloß[160], der malerischen Veste[161], dem lebendigen Hafen und einem Kranze von Häusern und sich weit die Anhöhen hinaufwagenden Lustschlössern, rechts und links anf den Inseln und an den Ufern reiche Kornfelder und üppige Wiesen, dazwischen stattliche Bauernhöfe, von Blumen- und Obstgärten umgeben: das ist Christiania, jeder Theil des Ganzen ist ein Prachtstück für sich. Aber ein unaussprechlicher Ernst liegt ans dem Bilde; der strenge Norden zeigt sich: es fehlt Sonne, Licht und Wärme; – doch, hätte Christiania diese drei, dann würde es ja auch alle Schönheiten der Erde in sich vereinigen.

Christiania wurde von dem König Christian IV.[162] im Jahre 1624, etwas westwärts von der erst in diesem Jahre durch eine Feuersbrunst zerstörten Stadt Olso[163], angelegt. Olso war seit Harald Haardraades[164] die Hauptstadt des südlichen Norwegens gewesen; denn schon damals hatte man eingesehen, daß solche Lage eine für die wichtigste Stadt des Landes überaus günstige sei, weil sie alle Vortheile einer Seestadt mit denen einer Landstadt vereinigt. Der Fjord von Christiania, ausgezeichnet durch seine Tiefe und Gefahrlosigkeit, ist in der That ein herrliches Verbindungsthor zu allen anderen Ländern der Erde. Die größten Schiffe können hier bequem aus- und einlaufen, und unmittelbar von den letzten Häusern der Stadt aus kann der Handel und Verkehr seine Wege durch die Welt nehmen. Dennoch ist dieser Fjord den übrigen weiter im Norden gelegenen gegenüber im Nachtheil: er wird der Segnungen des Golfstroms noch nicht theilhaftig und deshalb liegt er während vieler Monate vollkommen brach; deshalb deckt ihn vom Oktober an bis zum März und April eine gewaltige Eisdecke, welche alle Schiffe im hintern Hafen einmauert. Es erscheint fast sonderbar, daß eilf Breitengrade nördlicher, an der äußersten Grenze des Landes, da, wo das Nordkap hinaussteht nach dem Eismeer, zu derselben Zeit die Schifffahrt frei und ungehindert ist, während im Süden die meisten Häfen durch den vorliegenden Eiswall vollkommen verschlossen sind; die Wirksamkeit des Golfstromes zeigt sich hier augenfälliger, als irgendwo anders. Aber gerade dieser eine Nachtheil gegen andere Städte desselben Landes gibt Christiania ein eigenthümliches Gepräge: im Sommer ist es Seestadt, im Winter vollständige Binnenstadt.

Hinsichtlich seiner Lage kann sich Christiania mit manchen Hauptstädten Europa's messen; anders aber ist es, wenn man die Stadt an sich selbst betrachtet. Dies kann Den nicht Wunder nehmen, welcher an die Geschichte Norwegens denken will. Erst im siebenzehnten Jahrhundert errichtet und lange Zeit als Stiefkind angesehen von den Dänen, die sich hier in Norwegen ganz ähnlich zeigten, wie jetzt in Schleswig und Holstein[165], blieb Christiania bis zur Trennung Norwegens[166] von Dänemark ein verwahrloster Ort, welcher 1814 noch kaum 10,000 Einwohner zählte und bis dahin vollständig aus Holzhäusern bestand. Seit Christiania wirklich zur Hauptstadt geworden ist, hat man viel gethan, und namentlich in den letzten dreißig Jahren hat sich die Stadt außerordentlich gehoben. Alle größeren Gebäude, welche man gegenwärtig sieht, gehören der Neuzeit an. Man baute das königliche Schloß, die

---

[160] Das in den Jahren 1825 bis 1849 nach Plänen von Hans Ditlev Frants von Linstow (1787–1851) erbaute Königliche Schloß (norweg. Det kongelige slott).

[161] Die auf eine Burganlage aus dem 13. Jhd. zurückgehende Festung Akershus (norweg. Akershus festning).

[162] Christian IV. (dän. Christian 4.; 1577–1648), seit 1596 König von Dänemark und Norwegen.

[163] Wohl versehentlich für Oslo.

[164] Harald III. der Harte (norweg. Harald Hardråde; altnord, Haraldr Sigurðarson harðráði; 1015–1066), seit 1046 König von Norwegen.

[165] Siehe hierzu S. 29, Anm. 125.

[166] Norwegen wurde von 1380 bis 1814 in Personalunion von Dänemark regiert; mit dem Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 mußte das mit dem geschlagenen Frankreich verbündete Dänemark Norwegen jedoch an Schweden abtreten. Bevor letzteres jedoch in erneuter Personalunion die Herrschaft übernehmen konnte, war am 17. Mai 1814 eine norweg. Verfassung angenommen worden, die zwar für damalige Verhältnisse außerordentlich liberal, jedoch dezidiert antikath. und antisemitisch ausgerichtet war (§ 2: „Jesuiter og Munkeordener maae ikke taales. Jøder ere fremdeles udelukkede fra Adgang til Riget / Jesuiten und Mönchsorden werden nicht geduldet. Juden sind von der Einreise ins Reich vollständig ausgeschlossen."). Nach einer Volksabstimmung, in der sich eine überwältigende Mehrheit der Norweger für die Beendigung der Union ausgesprochen hatte, wurde diese am 13. August 1905 aufgelöst.

neuen Universitätsgebäude[167], zwei neue Kirchen und zuletzt auch den Bahnhof[168], regelte die Straßen und setzte an die Stelle der Holzhäuser steinerne Gebäude, um den so häufig vor kommenden Fenersbrünsten zu wehren. Man richtete eine Wasserleitung ein, pflanzte Bäume, legte Spaziergänge an und besserte überhaupt da, wo man konnte. Großartige Fabriken tragen jetzt nicht wenig dazu bei, die Hauptstadt größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich ist.

Christiania ist jetzt im neuen Theil äußerst regelmäßig und schön und im Innern mindestens ebenso hübsch als Alt-Hamburg. Die schönste Straße ist Karl Johanns Gaden[169]. Sie führt nach dem Schlosse des Königs, welches auf einer die Stadt beherrschenden, durch Parkanlagen geschmückten Höhe liegt; Hochschule und Bibliothek zieren sie besonders. Die eine Seite ist ganz bebaut, die andere theilweise Park. Das Schloß liegt quer vor und bildet ihren würdigen Schluß.

In den älteren Stadttheilen ist Christiania unregelmäßig und namentlich dadurch merkwürdig, das; große, noch unbebaute Plätze innerhalb ihres Weichbildes liegen. Die vom Mittelpunkt der Stadt mehr entfernten Straßen gehörten früher den Vorstädten an und zählten für sich; jetzt hingegen gibt es nur ein Christiania, aber die verschiedenen Theile haben sich noch nicht ordentlich verbunden und manche können wegen der Felsen, die dazwischen liegen, gar nicht verbunden werden, wenn man nicht die Häuser mehr übereinander, als nebeneinander stellen will. Gleich unmittelbar vor den Thoren beginnen die reizenden Landhäuser. Sie sind meist geschmackvoll erbaut, zierlich und bequem eingerichtet, und viele von ihnen werden im Winter ebenso gut bewohnt als im Sommer. Der König besitzt davon mehre: einige davon sind sehenswerth. Das eine, namentlich Oskarshall[170], dessen hohen Thurm und Flügel unser Bild uns zeigt, ist ein wahrhaft fürstliches. Es liegt auf Lodegaardensön[171], einer Halbinsel; der Eingang dicht am Fjord, das Wohnhaus selbst auf der Höhe des Steinhügels. Von dort aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf Christiania und die östlich von der Stadt liegenden Landhäuser; der Fjord liegt wie ein stiller See zu Füßen, hübsche Anlagen umgeben das künstlerisch gebaute Schlößchen, prachtvolle Gemälde norwegischer Gegenden und Trachten schmücken sein Inneres. Mit diesem Gebäude können die übrigen Landhäuser allerdings nicht wetteifern, gleichwohl gibt es ihrer viele, welche wirkliche Paläste sind. Eine große Anzahl im Style der Schweizerhäuser gebaut, sind nordisch verändert; aber alle sind hübsch, und jedenfalls ist der Schmuck, den sie der Gegend verleihen, am höchsten anzuschlagen. Das roheste Blockhaus hat seine weißen, werthvollen, fast unnöthig schönen Vorhänge an den Fenstern, und von der Straße aus bis in das Zimmer hinein ist Alles so hübsch gescheuert und gereinigt und der Fußboden mit klargehackten Fichten- und Wachholderzweigen bestreut, daß man seine wahre Freude hat, wenn man durch diese Vorstadtsstraßen wandert, Straßen, welche in anderen Städten geradezu verwahrlost sind.

Unter den öffentlichen Anstalten verdient die Hochschule mit der Bibliothek, dem Museum[172] und dem Krankenhaus[173] vorzüglich hervorgehoben zu werden. Man muß, um diese Anstalten zu wür-

---

[167] Am 2. September 1811 als „Königliche Friedrichs-Universität“ (lat. Universitas Regia Fredericiana; norweg./dän. Kongelike Frederiks Universitet) nach dem Vorbild der Berliner Humboldt-Universität gegründet, wurde sie 1939 in „Universität Oslo“ (lat. Universitas Osloensis; norweg. Universitetet i Oslo) umbenannt. Die Domus Bibliotheca, Domus Media und Domus Academica waren in den Jahren 1839 bis 1852 nach Entwürfen von Christian H. Grosch (1801–1865) erbaut worden.

[168] Der 1854 nach Plänen von Heinrich Ernst Schirmer (1814–1887) und Wilhelm von Hanno (1826–1882) fertiggestellte Ostbahnhof (norweg. Østbanestasjon).

[169] Norweg. Karl Johans gate, Karl-Johann-Straße.

[170] Das neugot. Schloß (norweg. Oscarshall) war in den Jahren 1847 bis 1852 vom dän. Architekten Johan Henrik Nebelong (1817–1871) für den schwed. König Oskar I. (schwed. Oscar I; norweg. Oscar 1; 1799–1859) erbaut worden.

[171] Heute Bygdøy (bis 1877 Ladegaardsøen).

[172] Hiermit dürfte das Gebäude des 1814 gegründeten Naturhistorischen Museums (norweg. Naturhistorisk Museum) gemeint sein, das zum Botanischen Garten im Stadtteil Tøyen (norweg. Tøyen hovedgård, Tøyen Haupthof) gehörte, da die 1842 eingerichtete Nationalgalerie Oslo (norweg. Nasjonalgalleriet; zuvor: Den norske stats sentralmuseum for billedkunst) bis 1882 im Königlichen Schloß untergebracht war.

[173] Das 1826 eingerichtete „Nationale Krankenhaus“ (norweg. Rikshospitalet), heute das Universitätsklinikum Oslo (norweg. Oslo universitetssykehus).

digen, festhalten, daß sich der Aufschwung des ganzen Landes erst aus der jüngsten Vergangenheit herschreibt, und für diese kurze Zeit haben die Behörden und Angestellten außerordentlich viel gethan. Nicht nur alle Städte – und diesen Namen führen die kleinsten erbärmlichsten Nester – erfreuen sich vortrefflicher Schulanstalten, sondern auch über das ganze dünnbevölkerte Land ist ein Unterrichtssystem ausgebreitet, welches möglich macht, daß Jeder Norweger lesen, schreiben und rechnen kann. Kein Knabe darf konfirmirt werden, der dies nicht kann. Wandernde Schullehrer besuchen regelmäßig auch die entlegensten Höfe, unterrichten und lehren die Aeltern zum Unterricht ihrer Kinder an. In jedem Bauernhaus ist eine Bibel, ein Gesangbuch, ein Gesetzbuch und die eine oder andere gemeinnützige Schrift zu finden.

Es ist überhaupt in Norwegen ein eigenes Ding mit den Anstalten, welche dem öffentlichen Wohl dienen sollen. Die Verfassung ist zwar nur von Bauern gemacht, und bei Weitem der größte Theil der Abgeordneten, welche im Storthing[174] sitzen, sind Landleute; aber diese Bauern verweigern niemals die verhältnißmäßig ungeheuren Summen, welche die Regierung alljährig fordert, um des Landes Wohlfahrt zu heben und das wahre Beste des Volkes nach Kräften zu fördern. Von der großartigen Soldatenspielerei, wie wir sie im lieben Deutschland oder in Frankreich sehen, weiß man in Norwegen nichts; dem Volke wird nicht das beste Mark ausgesogen durch die stehenden Heere und den ganzen kostspieligen Regierungsapparat; wohl aber werden von ihm für Schulen, Wege, Verkehrsmittel u. dgl. verhältnißmäßig außerordentliche Opfer beansprucht und mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit gebracht. Ueberall tritt die Regierung ein, wo Privatmittel nicht zureichen; sie sorgt für alles Das, was ohne ihre Hülfe nicht in’s Leben treten könnte. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Normann eifersüchtig über seine freie Verfassung wacht und jedes Rütteln daran als ein Verbrechen betrachtet, von dem er selbst seinen König[175] nicht freisprechen würde, wenn dieser das Unerhörte wagen sollte.

Man macht sich bei uns ganz falsche Begriffe von der Zusammengehörigkeit der beiden Königreiche auf der skandinavischen Halbinsel, und dies hat seinen natürlichen Grund darin, daß die Schweden in ihrem Uebermuth gewöhnlich die Norweger als ihres Königs Unterthanen und Norwegen nur als einen Theil von Schweden anzusehen geneigt sind. Dem ist nicht so. Schweden und Norwegen sind zwei vollkommen getrennte Königreiche, mit total von einander verschiedenen Verfassungen, mit eigenen Flotten, eigenen Heeren, eigenem Gelde, eigenem Maß und Gewicht. Die Verfassung der Norweger ist, im Gegensatz zu der Schwedens, durchaus demokratisch bis zur Spitze hinauf. Seinen König redet der Norweger, wie Jeden seinesgleichen, mit Du an, und räumt ihm keine Gewalt ein, als die der Exekution seiner Beschlüsse. Eine dreimalige Lesung im Storthing gibt jedem Gesetze Kraft, selbst gegen das Veto des Königs. Die Regierung wird nur durch ein norwegisches Ministerium ausgeübt. So ist Alles getrennt; die Sprachgrenze bildet auch die Landesgrenze, und nirgends kann man zwei so nahe verwandte und in ihren staatlichen Einrichtungen dabei so verschiedene Völker wiederfinden, als die Schweden und Norweger es sind. Sie haben blos einen und den selben König gemeinschaftlich, sonst nichts weiter.

Eine unbeschreibliche Liebe zur Verfassung, eine begeisterte Hingebung für die Freiheit spricht sich in jedem Normann aus, und deshalb ist gerade der 17. Mai, der Jahrestag der Verfassung, das größte Fest im ganzen Lande, zumal in Christiania. An diesem Tage zieht die Hauptstadt ihr Festkleid an; den Festmorgen verkündet der Donner der Kanonen, das Geläute aller Glocken, der Flaggenschmuck im Hafen und auf den öffentlichen Gebäuden, die von nah und fern herbeiströmende Menge der Umwohner, die festlich gekleideten Menschengruppen in den Straßen, der feierliche und freudige Gesang von Freiheitsliedern, die die Luft durchtönen. Musikbanden ziehen durch die Straßen, Volksweisen spielend, von Menschenmassen umringt; man singt, jauchzt, begrüßt sich mit frommen Wünschen für das Vaterland, bittet den Himmel für dasselbe, läßt die Verfassung hoch leben und wallt dann im festlichen Gepränge und feierlichen Zuge durch die Hauptstraßen dem Schlosse zu, um dort in würdigen Reden die Bedeutung des Tages auch den Minderverständigen an’s Herz zu legen. Alljährlich gedenkt man der Zeit, wo sich das Volk losrang aus der Knechtschaft, der Zeit, in welcher nach trüber Nacht der Morgen

---

[174] Norweg. Storting, der „Große Thing, das norweg. Parlament.

[175] Karl XV. (schwed. Karl XV; norweg. Karl 4 av Norge; 1826–1872), seit 1859 König von Schweden und Norwegen.

tagte, und noch mancher Veteran aus jenen Kampfestagen nimmt Theil an der allgemeinen Freude. jeder von ihnen wird zum Gegenstand besonderer Verehrung und Huldigung.

Dem Reisenden, welcher diesen Tag in Christiania zu verleben das Glück hat, muß seine Feier unvergeßlich bleiben. Im Uebrigen bietet das Straßenleben nur wenig Anziehendes. Ein ganz eigenthümliches Gepräge verleiht der Stadt die lange Sommernacht des Nordens. Jm Juni tritt nur um Mitternacht eine kurze Dämmerung ein; bis zehn und eilf Uhr Abends aber ist Alles hell und licht in den Straßen. Da sind diese denn auch der Tummelplatz von Jung und Alt, und erst spät in der Nacht sieht man von nah und fern die Bewohner der Stadt zurückkehren, welche nach dem Schluß ihrer Arbeit auf das Land ausgeflogen waren. Fast stündlich kommt auch ein Dampfschiff an von Horten, Drammen und anderen Städtchen im Fjord her, aus den Bädern, von Vergnügungsorten etc. Im Winter ist es natürlich stiller, aber da bietet das Haus um so mehr, und auch der hier immer strenge, schneereiche Winter bringt seine Freuden. Die leichten, wunderbar zierlichen Schlitten gleiten und schellen dann durch alle Straßen; man macht Besuche außerhalb, denn alle Wege sind jetzt geebnet und fahrbar.

Auch das Marktgewühl ist interessant. Der Markt ist ein schönes, großes Viereck mit der Hauptkirche, der Post, der Sparkasse, Leihanstalt, Bank[176] etc. Sechs Straßen münden auf ihm, darunter natürlich die Hauptstraße. Hier wird täglich gekauft und verkauft. Die Verkäufer kommen meist mit zweirädrigen Karren, fahren diese mitten auf den Platz in Reihe und Glied, schütten den Gäulen etwas Futter vor und lassen diese dann angespannt ruhig stehen, bis der Verkauf vorüber ist. Es sind kleine den Ponies ähnliche Thiere mit derselben struppigen Mähne und demselben Gesichtsausdruck, aber fleißig und ausdauernd, hart gewöhnt und dabei außerordentlich fromm. Auf den von ihnen gezogenen Karren, die oft tüchtig beladen sind, bringen die Bauern Fleisch, Butter und Käse zur Stadt, seltener Getreide, Brod und Mehl. In Mitten des Marktes steht eine Bude, in welcher sich der Wagemeister aufhält. Dieser Mann hat unglaublich viel zu thun. Alles, was gekauft wird, wird von ihm abgewogen und zugleich auch dem Preise nach geschätzt. Da ist nun diese Bude unaufhörlich umlagert von Käufern und Verkäufern, man sieht die verschiedenartigsten Trachten und Typen – ein malerisches wechselvolles Bild.

Das Merkwürdigste des Marktes aber sind die norwegischen Garküchen. Man thut, als ob Italiens Himmel über Christiania blaue: denn die genannten Anstalten sind Tische unter freiem Himmel, bedeckt mit sonderbar kleinen Tellern und Holzlöffeln, mit Würstchen. Brödchen, Salz etc. Ringsum stehen Bänke und auf einer derselben die nöthigen Speisen und Getränke – in Fässern. Jemand bittet um eine Tasse Kaffe: – rasch faßt die alte, runzlige Hebe[177] einen Löffel, fährt in das Faß und taucht mit einer trüben Flüssigkeit wieder auf, welche jedenfalls mit einem sächsischen Runkelkaffee große Verwandtschaft hat. Ein Anderer will eine Suppe: derselbe Löffel fördert auch sie aus einem zweiten Fasse zu Tage; der Dritte verlangt Fleisch oder Wurst: dazu braucht man den Löffel nicht, mit einem Holze wird in das dritte Faß gespießt und vorgelegt. Ohne Unterlaß umdrängt zahlreicher Besuch die alten Weiber: man wird lebhaft an die bekannten Märchengestalten erinnert und glaubt jeden Augenblick, daß Dem oder Jenem wohl auch einmal ein Igelsüppchen oder sonst etwas Aehnliches vorgesetzt werden könne. Doch Scherz bei Seite: in denselben Garküchen findet man auch Fische, und diese sind in ganz Norwegen so vorzüglich, daß man alles Uebrige darüber vergessen kann, wenn man sie schmackhaft zubereitet erhält. –

Im Uebrigen ist Christiania eine Seestadt, wie sie alle sind: ein Ort, in welchem sich das ureigene Wesen wenigstens im Sommer größtentheils verliert. Dennoch ist und bleibt die Stadt eine von den wenigen, in welchen die Unsittlichkeit der Seeplätze überhaupt so gut als gar nicht bemerkbar wird.

B.[178]

---

[176] Die Norges Banks Christianiaavdeling; das Gebäude war 1830 nach Plänen von Christian H. Grosch (siehe hierzu S. 42, Anm. 167) fertiggestellt worden.

[177] Hebe (griech. Ἥβη, Hébē, „die Jugend“) ist in der griech. Mythologie die Göttin der Jugend; Alfred Brehm (s. u.) gefällt sich hier offensichtlich in Ironie.

[178] Das „B.“ steht für den durch sein „Tierleben“ berühmt gewordenen Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der jedoch zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.